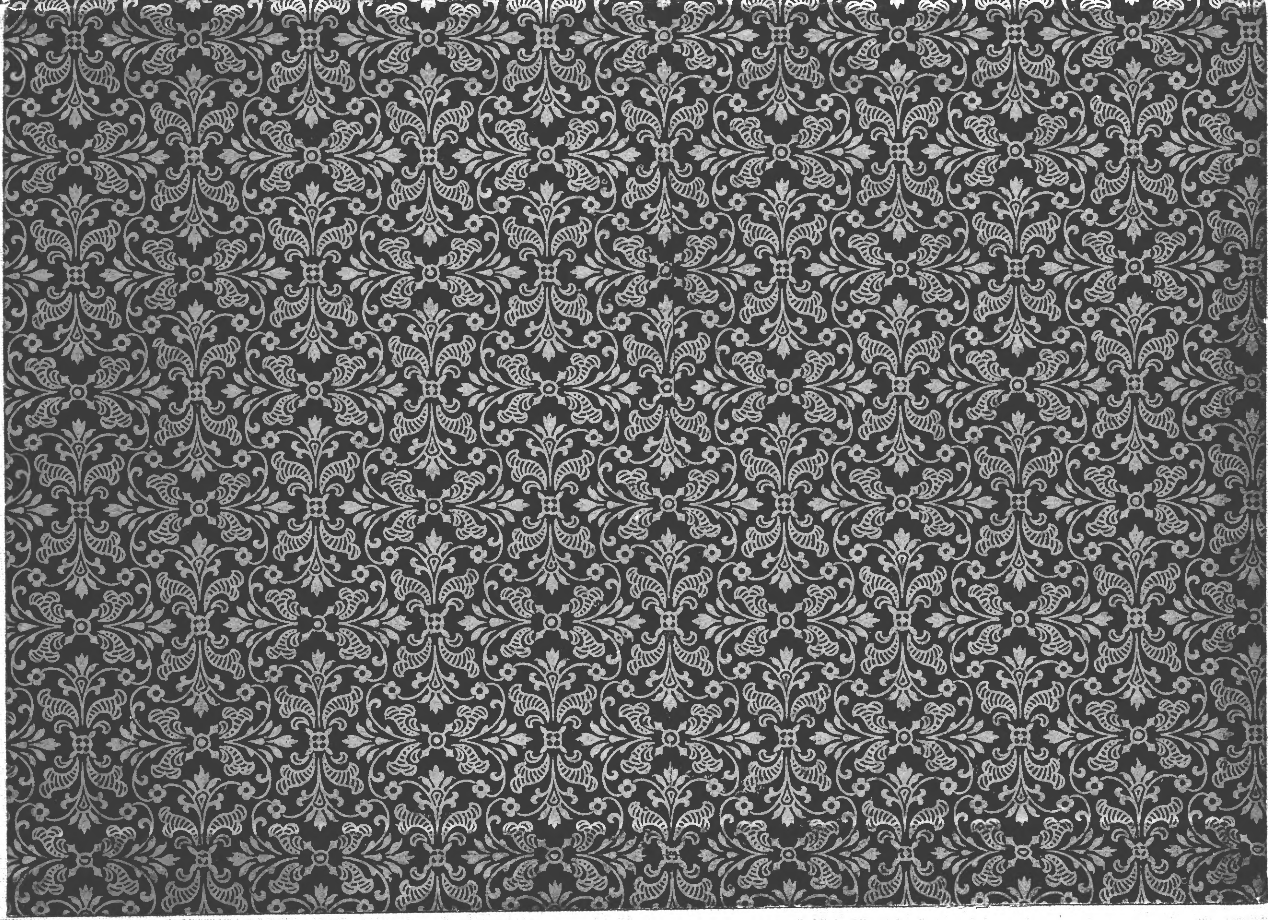
Oskar Blumenthal.

Klingende Pfeile





Klingende Pfeile

von Oskar Blumenthal

Buchschmuck von
Joh. Martini



F. Fontane & Co.,
Berlin Leipzig
1904

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhalt.

*

Aus der Bühnenwelt.

Von Unterwegs.

Kritische Ansichtskarten.

Widmungen.

Streng vertraulich.





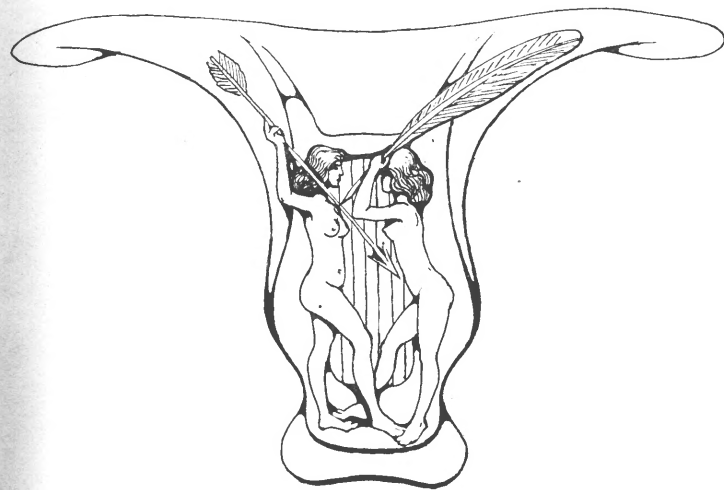


Präludium.

Was auch die Zeit zerrieben,
Was auch das Alter spricht —
Mein Trotz ist jung geblieben,
Die Kampflust altert nicht.

Stets lieber und stets fester
Pack' ich die Torheit an
Und suche Wespennester,
In die ich greifen kann!

EPISTELN





Kunst und Natur.

Wir haben, liebster Freund, uns jüngst gestritten
In überhitztem Wortgefecht.
Es galt der neuen Kunst, den neuen Sitten,
Dem alten und dem werdenden Geschlecht.
Du sangst begeist'rungswarme Lieder
Dem Kunstwerk, das uns die Natur enthüllt.
Ich aber fand sie nur verkrüppelt wieder,
Falsch angeschaut, verwahrlost Haupt und Glieder,
Die Form verfratzt, von Aftergeist erfüllt.

Wir haben uns die Köpfe heiß geredet.
Ich habe Dich und Du hast mich verlacht . . .
Und als wir uns dann endlich müd' befehdet,
Da sagten wir uns grollend gute Nacht! . . .
Erlaube, daß ich heute Dir berichte
Als Nachklang eine lehrsame Geschichte.

Ein neuer Künstler ging im Wald spazieren
Und hielt dort strenges, kritisches Gericht:
Er hört nicht auf der Amseln Jubilieren,
Kein Frühlingszauber will sein Herz verführen —
Er sagt nur mit verärgertem Gesicht:

„Wie blieb doch steif und zopfig die Natur!
Das tappt und kriecht auf abgetret'nen Wegen.
Kein Wille, neue Formen uns zu prägen!
Von neuer Farbenstimmung keine Spur!
Wie das am Alten und Verbrauchten klebt! . . .
Ja, haben wir vergebens denn gelebt?
Noch immer wachsen kerzenschlank die Pinien,
Und keine Schnörkel, keine Bogenlinien!
Der Birkenstamm, der Buchen grüne Krone,
Das Heidekraut — die ödeste Schablone!
Kurz, was ich schau', vom Talgrund bis zur Höh',
Die Bäche, Felsen . . . alles ist vieux jeu!"

So ging der Künstler unmutsvoll nach Haus
Und rief dann stolz im Kreis der Freunde aus:
„Wie vieles könnte die Natur doch lernen —
Von uns Modernen!"





An Hermann Sudermann.

Nun wird's wieder sanfter im Blätterwald.
Das letzte Wort ist gesprochen . . .
Wie war er von tobendem Lärm durchhallt
In den letzten geräuschvollen Wochen!

„Ihr seid entartet und tief verroht,"
So klang es erquickend von hüben.
„Du bist ein Stümper und ein Idiot!"
So scholl es lieblich von drüben.

Die Richter zu stellen vor Gericht!
Die Ankläger anzuklagen! . . .
Die Zornröte stieg ihnen ins Gesicht
Bei diesem tolldreisten Wagen.

Da gingen Schlammlawinen ins Tal
Von wilden schäumenden Worten.
Es schlug das Poltern und der Skandal
Selbst durch die verschlossensten Pforten.

Mit Schmähungen wurde nicht gekargt,
Das Fieber war unbeschreiblich,
Ein Kurssturz auf dem Injurienmarkt
Schien völlig unausbleiblich.

Es ward durch den riesigen Massenverbrauch
Das höchste Schimpfwort entwertet.
Es zog sich ein übelduftender Rauch
Um alle, die Ihr verehrtet.

Wir nannten uns immer stolz und gern
Das Volk der Dichter und Denker —
Nun wurden wir plötzlich, erbost im Kern,
Das Volk der Richter und Henker.

Das war kein fruchtbarer Sturm und Drang,
Kein schönes und frohes Gewittern.
Es war ein Wirbel von Zank und Stank,
Ein giftiges böses Erbittern . . .

Und stieg so das Brausen der Schlacht empor,
So freuten sich schmunzelnd die Einen.
Sie ergötzten sich an dem lauten Chor
Und an dem Hagel von Steinen;

Für sie war der Kampf nur ein Schaugefecht,
Um des Alltags Leere zu würzen —

Denn jede Reizung ist ihnen recht,
Um die müßigen Stunden zu kürzen.

Die Andern ließen den Lärm der Zeit
Geruhsam vorüberrauschen —
In apollinischer Heiterkeit
Gewohnt, nur den Musen zu lauschen.

Sie sagten sich sinnend und abgekehrt:
„Was sind uns die Stimmen der Runde!
Denn was die Gnade der Kunst gewährt,
Steht über dem Urteil der Stunde."

Noch wohliger aber fühlten sich die,
Die niemals etwas geschaffen.
Sie konnten mit lächelnder Ironie
Die Schlachten von weitem begaffen.

Das ist der Segen der Unfruchtbarkeit:
Sie schützt vor Gefahren und Sorgen!
Im Schoße der Unbedeutendheit . . .
Wie lebt man so zärtlich geborgen.

Drum preis' ich als glücklich den allein,
Dem nie das Mindeste einfällt!
Auf den vom Verdacht, ein Könner zu sein,
Auch nicht der entfernteste Schein fällt!

Er lebt, ein kampflos fröhlicher Mann,
So manches behagliche Jährchen,
Denn in der Ohnmacht schützendem Bann —
Da krümmt ihm keiner ein Härchen.

Er wird nicht befehdet, nicht kritisch verflucht,
Und wandellos blüht ihm der Friede.
Gesegnet, wer nichts zu schaffen versucht! . . .
Und das ist das Ende vom Liede.





An Paul Heyse.

Indes Dein Name ward zum Heroldsruf
Im Kriege gegen enge Sklavenfesseln,
Und um die Sünderin von Magdala
Gerungen ward in heftigem Erbittern,
Hast Du in kampfentrückter Einsamkeit
Aus Liederblüten einen Kranz geflochten,
Aus dem des Südens ganzer Wohlduft atmet
Und aller Frieden Deines Herzens spricht.
Dein „Wintertagebuch“ vom Gardasee —
Ich las es gestern, las es heute wieder . . .
Und schufst Du manches auch, was schwerer wiegt
Und tiefer greift in ewige Menschlichkeiten —
Nie gabst Du uns ein liebenswert'res Buch,
Das so den ganzen Menschen offenbart
Und alle Zauber Deines Innern aufschließt.

Gesegnet sei die frohe Einsamkeit,
In die Du ohne Groll Dich eingehüllt hast,

Geleitet von der liebenden Gefährtin,
Die jeder mitliebt, der aus Deinen Versen
Hat ihres Wesens Widerschein verspürt . . .
Gesegnet sei die frohe Einsamkeit,
Die Deinem halb schon liedentwöhnten Mund
So viel beredte Weisen abgewonnen
Und alle Schätze Deines Dichterherzens
Hervorgeschürft zum hellen Licht des Tags . . .
Was wir an andern haben, zeigt die Welt.
Doch was wir heimlich an uns selbst besitzen,
Das wird uns erst die Einsamkeit entschleiern.
Sie öffnet manchen tief verborg'nen Schrein
Und läßt Dein Bestes aus der Seele sprießen,
Wie Pflanzen, die im Schatten nur gedeihn,
Doch spröd' und schamhaft sich dem Licht verschließen.

Was Dir der Tag gebar, die Stunde gab,
Was Dir die Nähe und die Ferne zeigte,
Wenn spähend Du vom steilen Höhenpfad
Hinunter blicktest auf den blauen See
Und auf den feingeschwung'nen Ring der Ufer —
Dir ward's zum Lied, zum Sinnspruch, zum Gedicht.
Und in dem Buche, das Du vor uns aufschlägst,
Gibst Du verschwendend uns ein volles Teil
Von allem Reichtum Deiner Lebensfülle.

Dein Leser darf Dir in die Fenster schau'n,
Ein froher Zaungast Deines heitern Friedens.
Bald fühlt er sich wie nachbarlich vertraut
Mit Deines Hauses lieben Heimlichkeiten,
Und folgt Dir kecklich selbst zur Pergola,
Die, nun mit Rosen üppig überwölkt,
Dir Schatten gönnt im Brand italischer Sonne,
Und wo Du alle Launen Deines Sees
In wiegenden krystallnen Versen spiegelst.

Wohl fehlt's auch nicht an schwermutsvollen Klängen.
Der Siebziger, trotz aller jungen Frische
Und trotz des apollinischen Lockenschmucks,
Der braun und reich die hohe Stirn beschattet,
Hat seine trüben, ahnungsvollen Träume . . .
Und wenn im Abendglühn der Tag verglimmt —
In jenen Stunden, wenn die Schatten wachsen —
Da zieht's ihn traumschwer an die dunkle Pforte,
Vor welcher alles Menschenwerk zerschellt.
Da denkt er trauernd der verblich'nen Freunde.
Ihm ist, als wär' sein eigner Lebensstamm
Als axtreif schon mit einem Kreuz gezeichnet . .
Und düst're Bilder rollt er vor uns auf.
Doch schnell in einem neuen weisen Spruch
Wird jede Last der Schwermut abgeschüttelt.

Und fragt der Dichter sich: „Was ist der Tod?“
So rauscht es aus den Saiten seiner Harfe:
„Ein Wellchen ist verschäumt, erloschen ist ein Funken,
Ein Becher ausgetrunken, ein irrer Traum verträumt!
Doch mag auch wie im Flug mein Erdensein zer-
stieben —
Zum Lachen, Weinen, Lieben hatt' ich doch Zeit genug.“

O glücklicher, beneidenswerter Mann,
Dem so die Muse nah' blieb bis ins Alter,
Daß sie auf Weg und Steg ihm treu gesellt
Stets neue Lieder in die Ohren flüstert.
Ob in den Vignen und Olivenhainen
Du sinnend streifst mit Deinem muntern Flock,
Der Jagd macht auf die schimmernden Lacerten —
Ob Du die Kinder des italischen Volks
In farbenfrischen, kecken Bildchen zeichnest —
Ob Du in einem mitleidsschweren Lied
Den letzten Flirt der Todgeweihten kündest,
Die Tränen wilder Eifersucht vergießt
Fünf Schritte weit von ihrem off'nen Grabe —
Ob Du dem leisen Ton der Abendglocken
Ein banges Lied an seine Schwingen hängst —
Ob Du die Reime neckend und behend
Leichthin wie von der Zungenspitze schnellst,

Ob Du die Sprache würdevoller breitest
Im feierlichen Faltenwurf der Ode,
Ob der Ghaselen kühne Wortgebäude
Du Stein um Stein mit Meisterhänden wölbst . . .
Die Anmut adelt Deiner Gaben Fülle
Und macht Dich liebenswert in jeder Hülle.

Dir wird, was Du erlebst, zur Memnonssäule,
Aus der geheimnisvoller Wohllaut klingt —
Und was von Friedrich Rückert Du gesungen:
„Denn nie liest diesen Reichen man zu Ende,
Dem gütig so Natur gefeit die Hände,
Daß Poesie ward, was er je berührt . . .“
Das gilt auch Dir und Deiner reifen Kunst:
Zum Bilde wird, was Deine Blicke streifen —
Zu Liedergold, was Deine Hände greifen.



Den Literarischen.

Wir sind ein wunderlich Geschlecht
Von dünkelstarken Männern.
Wir sind dem großen Schwarm nicht recht,
Doch schätzt man uns bei Kennern.
Wir stehn am Heiligtum der Kunst,
Wir hüten seine Pforten
Und schreiten über Ruhm und Gunst
Auf hochgestelzten Worten.

Wir leben nicht, ein Dienertroß,
Vom Tag und seinen Winken.
Wir leben nur, geweiht und groß,
Von dem, was wir uns dünken.
Es setzt die Zukunft uns den Stein,
Der Marmorblock ist parisch,
Und in den Sockel gräbt man ein:
„Wir waren literarisch.“

Wir messen jeden neuen Herrn
An längst verklärten Meistern
Und rühmen nur die Toten gern
In giftigem Begeistern.
Aus alten Lorbeern flechten wir
Für Lebende die Ruten,
Und mit den Heut'gen rechten wir,
Bis langsam sie verbluten.

Wir fragen, wenn ein Dichter strebt,
Ein spöttisch Bild zu runden:
„Hat denn Molière umsonst gelebt?
Ist Beaumarchais verschwunden?“
Und preist man uns ein Liebeslied
Von Salus oder Fulda:
„Ja, sang nicht besser schon Ovid?
Und war denn kein Catull da?“

So meistern wir den Volksgeschmack.
Wir prüfen, wägen, schätzen
Und messen jeden Schnick und Schnack
Nach „ewigen Gesetzen“ . . .
Als hätte Lessing uns sein Amt
Vermacht testamentarisch,
So richten wir, von Zorn entflammt . . .
Denn wir sind literarisch.

Verleumdung ist's, daß scharf und spitz
Wir keine Scherze machen.
Nur gilt vom literarischen Witz:
Man darf nicht drüber lachen.
Ein Scherz, der literarisch heißt —
Das merkt, Ihr Dichterzwerge! —
Muß sauer sein, wie Essiggeist,
Und bitter, wie Latwerge.

Und mögen sie auch fort und fort
Die Bühnen uns verrammeln,
Und schilt man unser tiefstes Wort
Auch nur ein hilflos Stammeln —
Verachtung des Erfolgs allein
Ist groß! Ist deutsch! Ist arisch!
Denn mögen wir nichts andres sein . . .
Wir sind doch literarisch.

So zäumen wir zwar allzumal
Den Pegasus beim Schwanz auf —
Doch geht in uns wie Frührotstrahl
Die Kunst mit neuem Glanz auf.
Verhaßt ist uns der Teufelsschein
Der Münzen, der metall'nen:
Wir gründen einen Trutzverein,
Der durch und durch Gefall'nen.

Uns lockt es nicht, in Ernst und Spiel,
Was wir vermocht, zu zeigen.
Uns lockt es, abseits vom Gewühl
Bedeutungsvoll — zu schweigen.
Und so am Schluß des Bußgedichts
Gestehen wir summarisch:
Wir können nichts, wir leisten nichts,
Doch sind wir literarisch.





Neue Schauspielkunst.

Jüngst sagte mir ein Provinziale,
Der im Theater war mein Gast:
„Nun sitz' ich hier im vollen Saale
Wohl eine halbe Stunde fast;

Doch frag' ich immer noch mit Staunen,
Wovon der Autor mit mir spricht?
Ich höre lispeln, murmeln, raunen . . .
Nur sprechen leider hör' ich nicht!

Dies scheue Wispern, Tuscheln, Fauchen
Ist eine wahre Ohrenpein . . .
Die Reden in die Luft verhauchen —
Soll das Natur und Leben sein?"

Und kaum erschollen diese Klagen,
So tönt's als Echo rings empor:
„Auch wir verstehn nicht, was sie sagen!
Die Worte treffen nicht das Ohr."

Da sagt' ich lächelnd: „Meine Lieben!
Wie seid Ihr zopfig, mit Vergunst —
Um ein Jahrzehnt zurückgeblieben
Und ohne Ahnung neuer Kunst!

Ihr wollt noch hören im Theater?
Das ist ein Anspruch ohne Recht.
So dachte unser Urgroßvater —
Jetzt lebt ein feineres Geschlecht.

Wenn uns ein Künstler klar entwickelt,
Was ihm der Dichter hat vertraut;
Wenn er die Sätze nicht zerstückelt;
Wenn er die Reden lichtvoll baut;

Wenn er versteht, uns zu erwärmen
Durch tönende Beredsamkeit,
Und wenn er, ohne je zu lärmen,
Die Worte in die Herzen streut;

Wenn weithin seine Reden rauschen;
Wenn nichts zerflattert, nichts zerstiebt,
Und ohne mühevoll zu lauschen
Der Hörer sich dem Dichter gibt, . . .

Das ist die Kunst, die einst gewesen!
Und die sie üben unversehrt,

Das sind ästhetische Chinesen,
Die keines modischen Lorbeers wert.

Doch wenn geraunt wird und geflüstert,
Und wenn gelallt wird und gezirpt,
Daß sich des Werkes Sinn umdüstert,
Und daß der Worte Kraft erstirbt;

Wenn jede Klarheit wird verschleiert,
Wenn jede Stimmung wird verweht,
Und wenn am meisten wird gefeiert,
Den man am wenigsten versteht;

Wenn vom zerfließenden Getuschel
Die Luft den Schall nicht weiter trägt;
Wenn jeder an des Ohres Muschel
Sich die gekrümmte Hand gelegt;

Wenn plötzlich in des Aktes Mitte
Der Hilferuf die Lauscher stört:
„Schnell den Theaterarzt, ich bitte,
Ich hab' mir einen Bruch gehört!" . . .

Dann müßt Ihr froh die Künstler loben
Als Boten einer neuen Zeit,
Dann fühlen sie sich stolz erhoben
Zum Gipfel der Natürlichkeit.

Sie suchen ihre schönsten Kränze
Im Untergang der Melodie
Und streifen siegreich an die Grenze
Von Flüsterkunst und Aphasie.

Sie haben an geweihtem Orte
Die Rede kühn vom Klang befreit . . .
Und legen auf des Dichters Worte
Das Siegel der Verschwiegenheit."





Den Goldschnittdichtern.

Wenn ich so lese all die artigen Bände,
Wo jeder Zwiespalt freundlich wird geglättet,
Wo jedes Wirrsal führt zu frohem Ende
Und jeder Kämpfer wird in Flaum gebettet —

Dann treibt's mich fort von all den glatten Worten,
Von all den biedern Selbstverständlichkeiten —
Von dieser Kunst, vor dunkle Schicksalspforten
Die sammetweichen Teppiche zu breiten.

Dann sehn' ich mich nach borstigen Empörern,
Vor denen unsre zahmen Geister fliehen.
Ich sehne mich nach hanebüch'nen Störern,
Die für der Zukunft Saat die Furchen ziehen.

Ich sehne mich nach Worten, die gleich Pflöcken
Sich ins Gedächtnis und die Ohren schlagen,
Weil aus der Sprache unbehau'nen Blöcken
Ein Meister sie geformt mit kühnem Wagen.

Ich sehne mich nach eines Wetters Toben,
Das schonungslos die schwülen Lüfte reinigt.
Ich sehne mich nach einem ehrlich Groben,
Ob auch sein Poltern zarte Ohren peinigt.

Ich sehne mich nach Düsternis und Schatten
Aus all dem heitern Licht, der trägen Lauheit
Und gäbe gern die „Sinnigen" und „Glatten"
Für eine Vollnatur von derber Rauheit.





Brettl-Lyrik.

Ein Stimmchen drang zu mir — so zart und leise
Wie Vogelsang vor Tag und Tau . . .
Fast wie das scheue Zwitschern einer Meise,
Die ängstlich flattert um des Nestes Bau . . .
Und aus den zagen Lauten fleht und fragt es:
„Ist keiner, der mich schützen mag?“
Und aus dem feinen Stimmchen schluchzt und klagt es:

„O, meiner Freiheit heller Jugendtag!
Ich bin das kleine Lied, das jeder liebt.
Ich bin ein Kind des Walds, ein Kind der Gasse.
Und wenn mein Ton auch mit dem Tag zerstiebt —
Was mir Unsterblichkeit und Weihe gibt,
Der Nachhall ist's, den ich im Ohre lasse.
Doch in der Freiheit kann ich nur gedeihn —
Und meine Freiheit hat man mir gestohlen.
Es fingen mich verschmitzte Händler ein
Und wollen Gold aus meinen Tönen holen.

Man stellt auf Brettern mich und Bretteln aus.
Man baut mir manches große Bühnenhaus.
Das kleine Lied soll für ein rundes Sümmchen
Verdingen seine freie Kunst,
Doch in dem Haschen nach der Menschen Gunst
Erstirbt sein überzartes Stimmchen.
Sie brachten mich in die Gefangenschaft.
Ich soll in ihre Bücher Ziffern schreiben.
Der Quell des Liedes ward zur Wasserkraft
Und soll die Mühlen des Erfolges treiben.
Mir aber ist im prunkvoll weiten Saal
Wie zugeschnürt die sonst so frohe Kehle.
Aus den gequälten Klängen floh die Seele,
Und mich versengt der Rampen frecher Strahl . . .
O öffnet mir die üppigen Volièren!
Laßt mich zum Wald, zur Freiheit wiederkehren!“

So klagt das kleine Lied in sanftem Flehn . . .
Wird man's verstehn?





Aus dem Fasching.

Es war in einem erleuchteten Saal,
Wo die Geigen lockten und girrten.
Ich war gekommen, um auch einmal
Mit fröhlichen Damen zu flirten.

Ich war zum verheißenen Faschingsschmaus
Mit der schlechtesten Absicht erschienen.
Doch fand ich im farbenprunkenden Haus
Nur strenge und ehrbare Mienen.

Die Walzerklänge durchzogen es:
Es flammten elektrische Sterne.
Ich aber, wie weiland Diogenes,
Such' Menschen mit meiner Laterne.

Ich suche Menschen, die kühn sich befreit
Vom Schürzenbande der Tugend,
Und die sich froh und genußbereit
Berauschen am Moste der Jugend.

Ich suche Menschen — ob jung, ob alt —
Die zügellos, lustig, frivol sind,
Und finde nur Lippen, die ernst und kalt,
Und Augen, die müde und hohl sind.

Statt daß im Wirbel des Faschingsballs
Der Weisheit sich jeder entledigt,
Hält über das Wesen des Karnevals
Ein Redner die Nachmittagspredigt.

Als ließe sich fangen der Laune Gunst
Mit wichtigtu'nden Gebärden!
Als ließe sich lehren die freie Kunst,
Vergnügt und athenisch zu werden! . . .

So floh ich denn, ich enttäuschter Tor,
Zu meiner Champagnerflasche
Und zog den Trauring wieder hervor
Aus meiner Westentasche.

Da plötzlich — im Dunkel der Loge versteckt,
In den Falten des Vorhangs vergraben —
Bemerk' ich vor meinem entkorkten Sekt
Einen trauernden alten Knaben.

Er schien mir ein würdiges altes Haus,
Trotz Pritsche und buntem Kittel.

Er sah so königlich preußisch aus,
So reif für Orden und Titel.

Sein halb verschlissenes Maskenkleid,
Es roch empfindlich nach Kampfer.
Es mahnt seine tiefe Verdrossenheit
An Essig und Sauerampfer.

„Wer bist Du," so hob ich fragend an,
„Im schellenrasselnden Kleide?
Was willst Du, unfroher, müder Mann,
Auf einem Feste der Freude?"

Und tief aufseufzend erwidert er
Mit schmerzensreichen Gebärden:
„Ich habe ein Amt — so kummerschwer
Wie kaum ein zweites auf Erden.

Das ganze Jahr, des Lebens satt,
Verbring' ich im lautlosen Ruhstand.
Da plötzlich wird über die ernste Stadt
Verhängt der Belustigungszustand!

Ein Chor verwegener Träumer beschließt,
Mich aus meinem Dunkel zu holen.
Ich werde, wie sehr's mich auch verdrießt,
Zum Heiterkeitsdienste befohlen.

Ich soll den Dämon der Nüchternheit
Urplötzlich siegreich bekämpfen
Und in dem geborgten Harlekinskleid
Mich winden in Übermutskrämpfen!

So siehst Du mich denn beim Faschingsball
Als des Festes traurigsten Helden . . .
Ich bin der Berliner Karneval —
Mit tiefster Ehrfurcht zu melden!"





Ein Frühlingsbrief.

Man kann nicht immer bloß Dramen schreiben,
Man muß auch manchmal Makamen schreiben —
In fessellos unsymmetrischen Zeilen,
Die nach freier Laune sich schließen und teilen,
Und wo die Reime sich fangen und haschen,
Daß sie oftmals den Dichter selbst überraschen.
Zumal im Lenz, wo die Tauben sich schnäbeln,
Da ist der Lyriker nicht mehr zu knebeln.
Denn der Frühling macht nicht bloß die Vögel sangfroh —
Er macht auch die Menschen beredt und klangfroh
Und läßt aus den Herzen die Reime steigen,
Wenn am Weg sich die ersten Keime zeigen.

Das ist die Zeit, wo Berlin wieder jung wird,
Wo frostige Prosa zum lyrischen Schwung wird,
Und wo selbst die nüchterne Residenzstadt
Sich wandelt in eine knospende Lenzstadt.

Es ist die Zeit, wo der Spargel da ist,
Und der Monat, der freudensprießende, nah' ist,
Da der Strauch wieder rote Rosen trägt
Und der Soldat weiße Hosen trägt!
Denn das ist der Gipfel der Frühlingssaat
In unserm geliebten Kasernenstaat . . .

Nun hob man auch draußen im schönen Park
Vom Goethe-Denkmal den Brettersarg,
Und vor dem heiligen Goethe-Steine
Steht andachtsinnig die Goethe-Gemeine.
Denn des Dichters Blick und des Lenzlichts Flammen,
Sie gehören für heute und ewig zusammen.
Und vereint sich der Glanz der Sonnenstrahlen,
Die Goldstreifen in den Kiesweg malen,
Mit dem Leuchten der Blumen im Wiesengrund —
Das ist der erfreulichste Goethe-Bund!
Man sieht den Ragenden gern getrennt
Aus der andern Denkmäler krauser Wildnis
Und vermißt nur staunend am Postament
Noch immer Richard M. Meyers Bildnis . . .
Der Dichter aber schaut in die Runde,
Und mir strömt das segnende Wort vom Munde:
„Dir war die Gunst, die das Glück gezollt,
Selbst hier auf dem steinernen Sockel hold,

3

Dieweil Du nur abseits zu stehen brauchst
Und die Siegesallee nicht zu sehen brauchst!“ . . .

Und nun der Winter sein Ende findet,
Und der Lenz ihm die froststarren Hände bindet,
Nun im Wandel der Tage es bald wieder Mai ist,
Nun die Zeit der Premièren und Bälle vorbei ist,
Zieht mancher die Summe des Winters zusammen
Vor seines Kamins verglühenden Flammen.
Man will ans Vergang'ne das horchende Ohr legen,
Und will sich die Frage, die kritische, vorlegen:
„Was ist, wenn die letzten Nebel zerstieben,
Von des Winters Freuden als Rest geblieben?“
Ein dumpfes Erinnern an laute Feste . . .
Ein verschwimmendes Bild gedrängter Gäste . . .
Der Nachklang einiger freundlicher Teestunden
Und allzu vieler gedehnter Dinerstunden . . .
Aus den Rauchzimmern eine Handvoll Zoten . . .
Von Heinrich Grünfeld sechs Anekdoten . . .
Ein Brettlrefrain . . . ein neues Schlagwort,
Das jetzt schon ein halbverklungenes Tagwort . . .
Und als dauerndes Erbe der Großstadtfreuden
Ein unvergängliches Magenleiden . . .
Man hat seine Gegner ein wenig gezwiebelt,
Mit schönen Frauen ein wenig geliebelt,

Und hat beim üblichen Nachtischflirt
Gelockt und gelogen, geseufzt und gegirrt.
Man hat auch oft im Theater gesessen —
Ein wenig gelacht . . . ein wenig gegähnt . . .
Den einen Dichter mit Beifall gekrönt,
Den andern mit spröder Kritik gemessen —
Und alle zusammen schon wieder vergessen . . .
Aus all dem geschäftigen Vielerlei
Erreicht kein Erinnern den ersten Mai.

Mich hat dies Bild von der Zeiten Flucht
Auch heute mit Schwermut heimgesucht.
Was ließ uns der Winter als Eigentum?
Ein armes Kränzlein verwelkter Ruhm,
Ein Aschenhaufen verglommenes Glück —
Das bleibt als einziger Rest zurück . . .
Da schweigt selbst mitten im Frühlingswehen
Des Frohgefühls Überschwänglichkeit,
Und wieder erkennt man mit bitterm Verstehen
Der irdischen Güter Vergänglichkeit.
Doch als mich die Wolken so trüb umzogen
Und Wehmut den Schleier um mich wand,
Da ist ein Stieglitz herbeigeflogen
Und setzte sich keck auf des Fensters Rand.
Und das schmetternde Lied, das jetzt erscholl,

3*

Das klang so fröhlich, so warm, so voll . . .
Es war, als drang aus der kleinen Kehle
Mir ein ganzer Frühlingschoral in die Seele . . .
Und als er sich endlich schwang aufs Dach,
Da sann ich dem Liede so freudig nach,
Als wäre vom Frühlingshimmel ein Funken
Mir mitten ins zagende Herz gesunken.





Mitternachtsbesuch.

Es war einmal an einem Weihnachtsabend.
Die Freunde reihten sich um meinen Tisch,
Auf dem der Tannenbaum im Schmuck der Kerzen,
Mit blankem Rauschgold festlich überflimmert,
Sein Märchenlicht um jeden Scheitel goß.

Und doch . . . es fehlten uns die gläubigen Augen,
In die der Lichtglanz neue Jugend strahlt . . .
Ein Abend war es, wie so mancher Abend,
Von keinem rechten Feierklang durchtönt.
Wir plauderten, wie sonst, vom Lauf der Welt
Und von des Tages bunten Nichtigkeiten.
Wir sprachen von der Weisheit unsrer Fürsten,
Von der Beredsamkeit der Könige,
Von der Ostelbier selbstlos edlem Sinn,
Vom Britenstolz, von Chamberlains Gewissen
Und andern Wundern der Naturgeschichte.

Wir sprachen auch vom farbigen Spiel der Bühne,
Vom feinen Sprachgeschmack der Waschfrau Wolff
Und von dem Wortschatz der Gewöhnlichkeit,
Den neue Kunst so reich vor uns gebreitet . . .
So ward der Abend frostig klug verplaudert.
Es fiel manch heißes, manches spitze Wort
Im Rundlauf des Gesprächs um Tag und Stunde.
Und eins nur fehlte mir im lauten Chor:
Ein leiser Nachklang von dem sanften Lied,
Das durch die Nacht die Weihnachtsglocken sangen...

Und endlich sagten wir uns Lebewohl.
Der Freunde Schritt verhallte auf der Treppe,
Und müde sann ich ihren Reden nach.
Es war mir kalt in meinem warmen Zimmer.
Ein schwüles Sehnen stieg aus meiner Brust
Und traumschwer sank der Kopf mir in die Schultern.
Da plötzlich — dort . . . der seidne Paravent . . .
Mir ist's, als teilt' er sich . . . Ein leises Rauschen . . .
Und lächelnd tritt ein Mädchen vor den Wandschirm,
Von zartem Reiz und schmiegsamer Gestalt.
Ich reiß' in jähem Schreck die Augen auf:
„Wo kommst Du her? Wer hat Dich hier versteckt?"
„Du kennst mich nicht?"
„Ich hab' Dich nie gesehen."

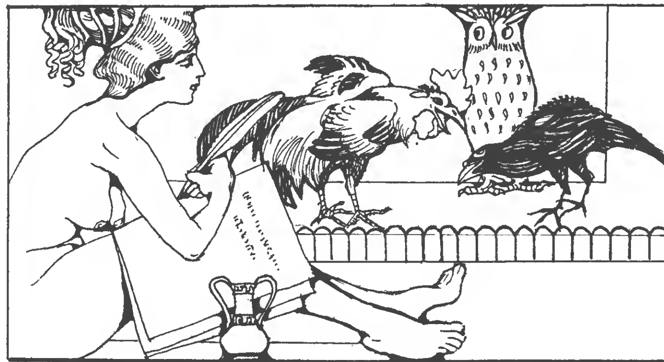
Sie schaut mir mitleidsinnig ins Gesicht:
„Du irrst, mein Freund! Du hast mich nur vergessen,
Ich habe manches Jahr bei Dir geweilt
Und gab Dir Deines Lebens beste Stunden.
Und was Dir später auch des Schicksals Gunst
Verschwenderisch in Deinen Schoß geschüttet,
Mit so viel Freude hast Du nichts begrüßt
Und nichts mit so viel Glücksgefühl umschlossen,
Wie das, was Du aus meiner Hand empfingst.
Denn heute raunt Dir selbst am Fest der Wünsche,
In das die Tanne ihre Düfte streut,
Es raunt die Weisheit neidisch Dir ins Ohr,
Daß jeder Wunsch, den die Erfüllung krönt,
In seinem Schoß nur neue Wünsche birgt,
Die weiter Dich und ruhlos weiter jagen.
Doch damals, als ich lachend bei Dir weilte,
Da griffst Du dankbar alle Freuden auf,
Die Dir von ungefähr am Wege blühten.
Du schlürftest sorglos jeden Tropfen Glück
Und wogst ihn nicht erst prüfend auf der Zunge.
Du freutest lachend Dich an Gottes Sonne
Und fingst nicht ihren Strahl im Spektrum auf,
Um seinen Glanz in Farben zu zerbrechen . . .
Mit meinen Augen sahst Du in die Welt,
Die sich vor Dir im Frühlingszauber dehnte.

Mit meinem Schlage war Dein Herz durchpulst,
Mein Lächeln kränzte fröhlich Deine Lippen . . .
Und als ich endlich Abschied von Dir nahm,
Ist Dir des Lebens Köstlichstes zerronnen —
Du hast an Weisheit, nicht an Glück gewonnen!“

„Wer bist Du?“ rief ich, „liebliches Gespenst?“
Und sie entgegnet leise: „Deine Kindheit!“

Jäh breit' ich meine Arme nach ihr aus . . .
Da wach' ich auf... Die Weihnachtsglocken singen...
Ein schwermutsvoll Erinnern nahm mich hin.
Es war mir kalt in meinem warmen Zimmer...
Und träumend sann ich einem Traume nach.





Von der Weltbühne



Einem Mächtigen.

Ein Herrscher braucht wider Haß und Hohn
Zur Gegenwehr nicht Wort noch Ton;
Als erzenes Schild wider Schleuder und Pfeil
Ward ihm ein Göttergeschenk zu teil,
Das nur den Mächtigsten eigen:
Ein weithin tönendes Schweigen.





Politische Komödie.

Akteure gibt's verschied'ner Arten —
Und nicht bloß im Theaterhaus.
Auch Prinzen machen Gastspielfahrten,
Und Fürsten reisen auf Applaus.





Den Staatsmännern.

Der Wahlspruch sollte jedes Zepter zieren,
Und in des Kronreifs Mitte kerbt ihn ein:
„Du brauchst kein Fürstenblut, um zu regieren —
Es ist genug, ein Mensch zu sein."





Hofball.

Nimm manchem Höfling den Ordensfrack
Und kratz' ihm herunter den Bildungslack,
Um seinen menschlichen Wert zu erspähn —
Du wirst einen nackten Plebejer sehn.





Popularität.

Laute Volksgunst nur beglückt,
Stille Kraft ist altertümlich —
Doch nicht jeder Lorbeer schmückt,
Und nicht jeder Ruhm ist rühmlich.





Den Strebern.

Ich nenne nur den einen stolzen Mann,
Der keinem Mächtigen schmeicheln kann, —
Denn freier, als selbst ein König ist,
Wer keiner Ehrbegier fröhnig ist.





Einem Minister.

Du hast als Staatsmann Fiasko gemacht,
Du wurdest verlästert und verlacht;
Du hast den Zorn der Parteien entflammt,
Du glittest lautlos aus dem Amt.
Und dennoch! Was mir zu denken gibt,
Trotz aller politischen Zänkerei'n:
Du warst so allgemein unbeliebt —
Du kannst nicht ohne Bedeutung sein!



Den Frauenfeinden.

Da schreibt Ihr Bücher voll Bitterkeit,
Um die holden Frauen zu lästern.
Ihr spottet über das Weib von heut'
Und über das Weib von gestern.
Die Lieblichen hören es unbewegt
Und lassen Euch hadern und hecheln —
Und schließlich werdet Ihr widerlegt
Mit einem einzigen Lächeln.



Den armen Leuten.

Bemerkt Ihr, wie die Kunst verwildert,
So wünscht Ihr wohl in Eurer Pein:
„Wir möchten weniger geschildert —
Und fleißiger gefördert sein!"





Jenseits der Sehnsucht.

Wer all die herbe Weisheit wohl verstand,
Die ausquillt aus des Lebens bunten Tagen,
Den führt sie endlich in ein heit'res Land,
Das jenseits liegt vom Wünschen und Entsagen.





Ich.

Wie oft befragten gute Menschen mich:
„Warum nur denkst Du stets zuerst an Dich?"
Und immer mußte sie die Antwort kränken:
„Weil stets zuletzt an mich — die andern denken."



Trost im Glück.

Jüngst sagte mir ein Pessimist,
Der ehrlich wie kein zweiter ist:
„Aus Rücksicht für mein Lehrgebäude
Ist jede Lust mir unbequem —
Denn Weltzufriedenheit und Freude,
Sie passen nicht in mein System.
Drum wenn die Lust sich zu mir wendet,
So schreck' ich mißmutsvoll zurück —
Und nur, wie schnell die Freude endet,
Das ist mein einziger Trost im Glück!“



Wann wir altern.

Mag auch der Selbstschau bohrende Qual
Den Gleichmut uns gefährden —
Erst wenn wir mit uns zufrieden einmal,
Beginnen wir, alt zu werden.



Den Pessimisten.

Ihr mögt's als tiefe Weisheit loben —
Doch jedes Menschenherz ergreift,
Wenn keine Sehnsucht uns nach oben,
Kein Wünschen uns nach unten reißt.
Und mag auch jede Hoffnung trügen —
Ich fühle mich ein froher Mann,
So lang' ich noch von artigen Lügen
Mich gläubig prellen lassen kann.



Selbstbetrug.

Versuche noch so schlau und dreist,
Dich selber zu betrügen —
Ein Augenblick der Scham zerreißt
Das Maschenwerk von Lügen.





Freiheit.

Des Willens Freiheit schwindet Dir
Mit jedem Tage, der verschwebt:
Nur in der Jugend leben wir;
Im Alter werden wir gelebt.





Illusionen.

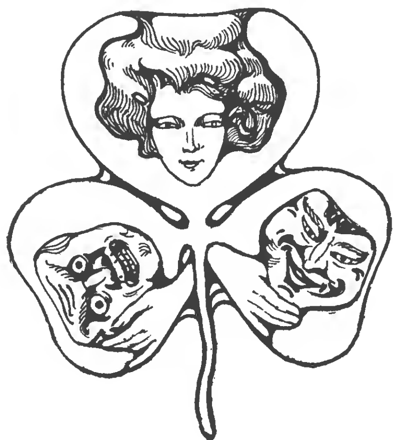
Der Jugend Strom ist nicht verschäumt --
Ob träger auch die Wellen gleiten —
So lange noch die Seele träumt
Von reizenden Unmöglichkeiten.

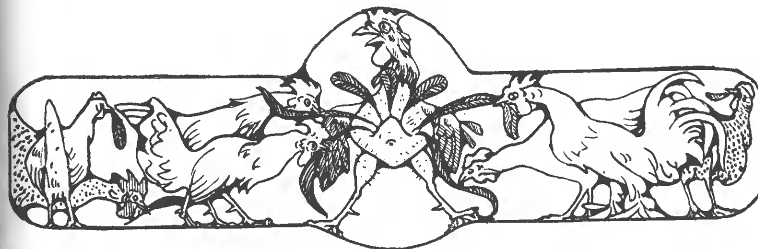




De mortuis.

„Dies stolze Haus gehört allein den Toten,
Lebendigen ist der Eintritt streng verboten . . ."
So las ich einst — auf dem Begräbnisorte?
Nein — auf der Anerkennung Tempelpforte.





Aus der Bühnenwelt



Das Publikum.

Das Publikum ist hoch zu adeln . . .
Wenn Beifall es erschallen läßt.
Das Publikum ist streng zu tadeln . . .
Wenn hadernd es mich fallen läßt.
Das Publikum darf Kränze flechten,
Wenn's meine Größe voll ermißt.
Doch darf's auch grollen, murren, rechten . . .
Sofern das Stück von andern ist.



Poetenklage.

Jüngst klagte mir ein junger Bühnendichter:
„Wie ist der Weg empor so steil und schwer!
Ich schmähe ungern meine Richter,
Doch ihre Tonart schmerzt mich sehr.
Da hat man die Kritik *verroht* genannt —
Mir gibt sie Stoff zu andern Klagen.
Noch niemals ward ich ein Idiot genannt,
Nie hat man mich fürs Tollhaus vorgeschlagen,
Nie ward ich reif für das Schaffot erklärt,
Nie ward mein geistiger Bankrott erklärt,
Noch keiner schalt mich einen blöden Toren —
Ich hab' den Glauben an mich selbst verloren!"



Rezept.

Nimm hundert derbste Worte von der Gasse,
Ein Häuflein Kot vom nächsten Straßenrand.
Zerreib's auf Druckpapier mit fester Hand
Und gieß ein Tröpfchen Tiefsinn in die Masse: —
Als Würze dann ein Kraftwort neu'ster Richtung,
Das alles klug geknetet und gemischt . . .
Und fertig hast Du eine Bühnendichtung,
Die heute jung und alt erfrischt.





Den Verkannten.

Dies ist das Schlagwort jedes neidischen Wichts:
„Du hast Erfolg, und also taugst Du nichts!"
Worauf die Stümper dann geschmeichelt lallen:
„Wir sind Genies, denn wir sind durchgefallen!"





Halbdramatik.

Wer, statt zu schreiben, nur kritzeln kann,
Wer, statt zu schaffen, nnr schnitzeln kann,
Und, statt zu treffen, nur witzeln kann,
Muß entweder büßen seine Sünden —
Oder schnell ein „Buntes Theater" gründen . . .



5*



Kunstpolizei.

Bald scheuchen uns alle Frohlaune fort
Die Staatsanwälte und Richter:
Denn kaum ergreift ein Dichter das Wort,
So ergreift der Zensor — den Dichter.





Kritischer Schlachtruf.

„Frisch zugegriffen! Und schont ihn nicht!
Wir müssen ihm kritisch den Schädel spalten!“
— Was hat denn verbrochen der arme Wicht? . . .
„Er wollte das Publikum unterhalten.“





Aus der Brettlzeit.

Man schenkte uns erst das Überbrettl,
Dann kam ein Drunter- und Drüberbrettl.
Und eh noch ein kurzes Jahr verrann, —
Man weiß, wie schnell sich die Mode besann —
Spricht jeder nur vom Vorüberbrettl.





An Gerhart Hauptmann.

Das Glück des „Armen Heinrich“ macht uns klar,
Wie der Geschmack der Zeit so wandelbar —
Und dieser harte Schüttelreim ist wahr:
Einst griff man froh nach einer Dorfgeschichte —
Jetzt freut man sich an einem Schorfgedichte.





„Der Sturmgeselle Sokrates."

Mag auch gerechten Anlaß geben
Dein Werk zu kritischem Widerstreit,
Das Ganze quillt von heitrem Leben —
Und wer belustigt wird, verzeiht.
Weil Dein Humor auf jede Lippe
Ein Lächeln ruft, ein fröhliches,
Ward die Kritik nicht zur Xantippe
An diesem neuen Sokrates.





„Es lebe das Leben!"

Ich hörte das Werk mit tiefer Bewegung,
Ich folgte mit steigender Erregung —
Und mit mir nach Hause nahm ich fort
Manch geistreiche Spitze, manch sinnvolles Wort.
Nur als die Gräfin am offenen Grab
Noch gastlich ein Selbstmordfrühstück gab,
Da rief ich murrend: „Es ist nicht wahr —
Dies déjeuner digitaloire!"



An Paul Lindau.

Ein heit'res Staunen weckte mir
Dein Schauspieltitel: „. . . so ich Dir!"
Des Sprichworts Hälfte wird gedruckt,
Die andre Hälfte wird verschluckt.
Nun sind die Zeiten nicht mehr fern,
Für Titel wie: „. . . gesellt sich gern."
Und endlich strahlt im Rampenschein
Das Titelschild: „. . . fällt selbst herein."



An Felix Philippi.

Du reichtest mir einst ein Rührstück ein,
Ich las es ohne Erregung.
Ich sah die Proben beim Lampenschein —
Auch da ohne jede Bewegung.
Ich führte es auf und gesteh' mit Scham:
Mein Herz blieb zäh und verschlossen . . .
Erst als ich die Kassenberichte bekam,
Da sind meine Tränen geflossen.



An Hugo von Hofmannsthal.

Dir wünsch' ich, um Deinen musischen Kindern
Für manche Freuden erkenntlich zu sein:
Versuche beherzt, Deinen Tiefsinn zu mildern —
Selbst auf die Gefahr hin, verständlich zu sein!



Die neue Elektra.

Es mußten erst Jahrtausende verrollen,
Seit Sophokles in ewige Nacht entschwand,
Bis endlich jetzt ein Nachgeborner fand,
Wie einst der Grieche hätte dichten sollen . . .
Man geht nach Haus mit dumpfem Unbehagen,
Wenn sein Orest das Rächerschwert gezückt —
Und übrig bleiben nur die beiden Fragen:
Hat Hofmannsthal den Sophokles erschlagen?
Hat Sophokles den Hofmannsthal erdrückt?



An Otto Ernst.

Dir vertrau' ich, was die Bosheit spricht,
Deren Pfeile Dich sonst kaum erreichen:
Auch „die größte Sünde“ schadet nicht,
Ist man klug genug, sie nicht zu — beichten.

An Franz von Schönthan.

Ich wünsche Dir soviel an Bühnenglück,
Wie die verehrten Herrn Kollegen
Bei jedem neu entstand'nen Stück
Im voraus zu — befürchten pflegen.



A. Schnitzlers „Frau mit dem Dolche".

Der Dichter weiß Kluges und Tiefes zu sagen.
Nur seine Absicht verschleiert sich,
Und schließlich mochte ihn mancher fragen:
„Was wolltest Du mit dem Dolche, sprich?"





D'Annunzios „Francesca da Rimini".

Sie griffen nach dem Buch mit freudiger Eile;
Sie hofften Szenen, stark und inhaltsschwer.
Sie fanden Wortmusik und Langeweile . . .
In jener Stunde lasen sie nicht mehr.





An Hermann Bahr.

Nun hast Du Dich doch wohl selbst erkannt —
Obschon betrübt und verdrossen.
Dein chronischer Bühnen-Mißerfolg,
Er hat Dir die Augen erschlossen.

Und jetzt bekenne klar und echt:
Nie war ein Fiasko gerechter!
Du machtest viel Stücke von andern schlecht —
Doch machst Du die Deinen noch schlechter.





Polemik.

Wer kritisch ein Gefecht hat,
Nicht nötig, daß er recht hat!
Nicht nötig, daß er sachlich ist —
Wenn er nur spitz und stachlig ist;
Und hat er nur den größten Mund,
So braucht er nicht den kleinsten Grund.



An Hanns von Gumppenberg.

Du schriebst als Nahrung für Brettlmänner
Dramatische Fünfminutenbrenner.
Doch schilt auch mancher solch winzig Ding,
Es hat einen Vorzug, der nicht gering:
Der Einakter in den Singspielhallen
Braucht kürzere Zeit, um durchzufallen.



Bekenntnisse Octave Mirbeaus.

Ich las betrübt in manchen Blättern:
Mein Schauspiel sei nicht voll und echt.
Und wenn sie tadelnd es zerschmettern —
Ganz unter uns: sie haben recht!
Ich kenne meiner Kraft Bezirkung.
Auch mir behagt das Fein're mehr.
Doch diesmal wollt' ich laute Wirkung —
Und . . . les affaires sont les affaires!

Ich konnte fein und maßvoll schildern,
Was ich in meinem Werk gewollt.
Zur Fratze durfte nicht verwildern
Das Bild, das ich beherzt entrollt.
Die Farben, die ich klug gerieben,
Ich trug sie auf zu grell und schwer.
Doch ist mir so der Sieg geblieben —
Und . . . les affaires sont les affaires!

Ich habe mich bewußt und willig
Dem derbern Volksgeschmack gebeugt,
Und darum ist es recht und billig,
Daß der Erfolg nun für mich zeugt.
Was helfen alle Lorbeerkronen,
Bleibt das Theater wüst und leer?
Mir sollen andre Werte lohnen —
Denn: les affaires sont les affaires!

So trag' ich denn zum Seinestrande
Vergnügt mein junges Bühnenglück —
Und kehr' im nächsten Skizzenbande
Erst wieder zu mir selbst zurück.
Dann hoff' ich, daß ich Euch versöhne
Durch bessern Geistes Wiederkehr.
Die Bühne nur braucht starke Töne —
Und . . . les affaires sont les affaires!





Kunstrichter?

Ich beuge mich vor dem kritischen Geist,
Der für den Geschmack ein Lenker ist —
Selbst wenn er mein eignes Werk zerbeißt
Und ein fanatischer Henker ist.
Nur schlimm, daß mancher mit Kunstsinn gleißt,
Der nur ein giftiger Zänker ist,
Und schlimm, daß mancher ein Kritiker heißt,
Der nur ein Stichler und Stänker ist.





Im perversen Theater.

So sprecht doch nicht von Kunstgeschmack,
Von Zartgefühl und Reinheit!
Das ist verbrauchter Schnick und Schnack
Und platte Allgemeinheit.
Erst wo die Scham zur Fabel wird,
Da drängen sich die Massen —
Und wenn entblößt ein Nabel wird,
So füllen sich die Kassen.





Kabarets.

Ein Kabaret heißt eine bunte Schüssel,
Auf der uns viel geboten wird.
Doch hat das Wort noch einen zweiten Schlüssel —
Und daß Ihr die Begriffe nicht verwirrt:
Ein Kabaret heißt jetzt auch eine Bühne,
Auf der uns nichts geboten wird.



Den Operettenkomponisten.

Mein Wunsch für Eure Schicksalswege
Läßt also sich zusammenziehn:
O daß Euch nie versickern möge
Der Springborn — fremder Melodien!



An einen Romanschriftsteller.

Erst schriebst Du Romane
Mit leidlichem Glück,
Dann bist Du gestrauchelt
Mit jeglichem Stück.
Und fragst Du, wer schuldig? . . .
Die Antwort ist schlicht:
Das Papier ist geduldig,
Das Publikum nicht!





Nach einem Fiasko.

Ein Dichter schlich aus des Theaters Hallen
Beschämt und scheu zur Hintertür hinaus.
Sein Hoffen mußte heut' zu Grabe wallen.
Sein neues Stück war kläglich durchgefallen —
Im Zischen starb ein spärlicher Applaus.

„Wie war's nur möglich?" rief der Freunde Schar,
„Du fandest sonst so wohlgeneigte Richter!"

Und mißmutsvoll entgegnete der Dichter:
„Ich will Euch sagen, wie es möglich war!
Versagten mir die Hörer ihre Huld,
Die Künstler nur, die Künstler haben Schuld.
Sie ließen alles mir zu Boden stürzen.
Da fehlten alle feinern Würzen.
An jeder Wirkung ward vorbeigezielt —
Die Künstler sind es, die mich tot gespielt."

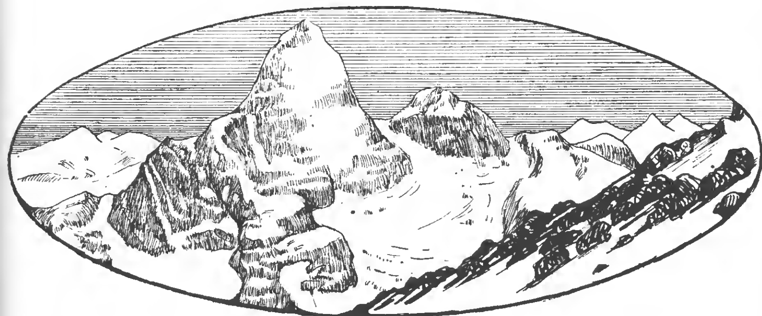
Doch als ein knappes Vierteljahr entschwunden,
Da sprach er schon, geheilt vom Fieberwahn:
„Ich hab' den Künstlern bitter weh' getan.
Von andern Händen stammen meine Wunden.
Nur meiner Feinde Haß und Niedertracht
Hat den Erfolg mir umgebracht.
Ich seh' sie noch in dichten Reihen sitzen,
Ich seh' den Neid aus ihren Augen blitzen,
Ich seh' die Mißgunst zwischen ihnen kauern
Und ränkevoll auf jede Schwäche lauern . . .
Ja, glaubt's mir! Nur der Gegner Neid und Tücke
Ward zum Verhängnis meinem Stücke."

Und wieder war ein Vierteljahr verflossen.
Des Dichters Blick, der klar und heiter schaut,
Bezeugt uns: alle Wunden sind geschlossen,
Und jeder Groll ist von ihm abgetaut.
Der Hörer Ungunst und der Feinde Lästern,
Es ward ein Regenguß von ehegestern.
Und jetzt sagt der Poet: „Nun ist mir's klar,
Was einst die Quelle meines Unglücks war.
Ob auch die Künstler manches nicht getroffen,
Ob auch die Gegner auf mich losgepaukt —
Entscheidend war: das Stück hat nichts getaugt!
Ja, deshalb nur zerscheiterte mein Hoffen . . .

Und ich bekenn's mit Freude, nicht mit Scham,
Daß wie ein Trostspruch mir die Einsicht kam:
Ob Haß, ob Mißgunst gegen uns im Bunde —
Das Schlechte geht nur an sich selbst zugrunde."



Von Unterwegs





Höhenrausch.

Ja, Du hast recht — so schreibt mir aus Ferleiten
Ein alter Freund, der in die Berge floh —
Mich hält der Höhenzauber fest umklammert,
Und niemals wind' ich mich aus seinem Bann.
Das wohnt und wächst im Kernhaus meines Lebens ...
In jedem jungen Jahr, wenn's Frühling wird,
Wenn frisch der Bergwind aus den Scharten bläst
Und allen Bächen löst die Plauderzunge,
Dann wird mir's eng im weiten Menschenschwarm,
Dann treibt's mich aufwärts zu befirnten Hängen.
Mein Blick begehrt nach jungfräulichem Schnee,
In den kein Fuß noch seine Stapfen drückte.
Die Eisaxt und der Bergstock muß heraus,
Der Wettermantel und der Lodenhut,
Für den ich oft auf unwegsamer Höhe
Mir ein Gesteck aus Edelrauten pflückte —
Und mich verlangt's nach schrägen Sonnenstrahlen,
Die neckend über Gletscherflächen spielen,
Als wollt' das Feuer flirten mit dem Eis . . .

Und fragst Du mich, was mich nach oben drängt
Durch Sturm und Stein, durch Wildnis und Gefahren?
So glaube mir: es ist nicht Laune bloß
Und nicht ein leeres, modisches Gelüsten.
Der tiefe Zauber ist's der Einsamkeit
Mit ihren niemals ausgesung'nen Wundern.
Sie führt mich liebreich zu mir selbst zurück
Und läßt mich auf den eignen Pulsschlag lauschen,
Den sonst der Lärm des Tages überschreit.
Da gibt's nicht Arg und Falsch, nicht Gut und Böse.
Du bist entlassen aus der Sitte Zwang
Und aus des Alltags quälender Umschnürung —
Entlassen aus dem Fron der Mächtigen
Und unerreichbar für den Ruf der Menge.
Ein Herrscher stehst Du auf dem Felsenthron,
Der aus dem Erdkern selbst empor sich baute
Und den nicht Menschenwitz zu festen braucht.
Und wie das Kind auf einen Schemel steigt,
Um desto zärtlicher der Mutter Hals
Mit seinen kleinen Armen zu umflechten,
So hebt mich Sehnsucht auf der Berge Joch,
Um ihr, die unser aller Mutter ist,
Bewundrungsvoll ins tiefste Herz zu blicken.

Es gilt nicht Rang noch Stand auf diesen Höhen.
Da prägt nur eigner Mut den Wert des Manns:
Der feste Schritt, die kraftgestrammte Muskel.
Kein Hall von unten dringt zum Rand der Firnen.
Du ziehst den eignen freigewählten Pfad,
Gelöst aus jeder menschlichen Gemeinschaft,
Und Wahrheit wird des Dichters tiefes Wort:
„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder."

Wohl hast Du recht mit Deinen Warnungsrufen,
Die Du mit zärtlicher Beredsamkeit
Mir unermüdlich immer wiederholst.
Und heut' noch denk' ich jener bangen Nacht,
Da einst der Tod und ich die Schritte kreuzten
Hart an dem Ausgangstor der Endlichkeit.
Ich klomm am Seil mit meinem treuen Führer
Gebückt ein schmales Felsenband entlang
Und glaubte mich schon nah' dem steilen Gipfel,
Auf welchem eine wohlverdiente Rast
Des Tages heiße Mühen lohnen sollte.
Da ward ich von der Dämm'rung überrascht,
Und mit der Dämm'rung stiegen feuchte Nebel
In dichten Schleiern aus der Schlucht empor.
Wir rafften unsere letzte Kraft zusammen,
Um noch den Weg nach oben zu erspähn,

7*

Doch immer rascher flog der Nebel auf
Und wob gespenstisch seine finstern Maschen
Um jede Stufe unsers steilen Pfads.
Die grauen Schwaden krochen um die Felsen
Und deckten bald die Mulden des Gerölls.
Der Berge Kamm, die Buckel des Gesteins,
Der Felsen vorgeschobne mächtige Sockel,
Das alles floß, ein uferloses Grau,
In eine Welt von Dampf und Dunst zusammen.
Kein Weg nach vorwärts zeigt sich oder rückwärts,
Und selbst dem tapfern Führer sinkt der Mut.
Er faltet lautlos seine rissigen Hände,
Und seine Bitte schwebt um Weib und Kind . . .
So kauern wir am Wege ratlos nieder,
Um auszuharren bis zum Morgenstrahl.
Ein schmaler, in den Fels verklemmter Block
Bot für die Nacht ein eng bemess'nes Lager.
Wir froren bis ins Mark. Die Nachtluft schnitt
Uns messerscharf und grausam in die Haut . . .
Es dehnten sich zu Stunden die Minuten.
In jener Nacht durchlebt' ich Ewigkeiten . . .
Da endlich glimmt der helle Morgen auf
Und reißt ein erstes Lugloch in die Wolken.
Der Führer hebt behutsam sich empor:
„Gelobt sei Gott, nun ist es überstanden!"

Ich aber folgte ihm befreiten Sinns.
Jetzt hatt' ich alles Menschliche durchmessen,
Gefahr und Tod und Wiederauferstehn,
Und pries beglückt die Strahlen des Gestirns,
Das segnend über Gut und Böse wandelt.

Wie wird der Mensch so klein, der Blick so weit,
In einer Stunde, die der Tod beschattet! . . .
O glaub' mir, Freund! Die lange, schwere Nacht,
Die Nebelmassen auf die Berge wälzte,
Hob manchen Schleier von des Lebens Tiefen . . .
Ich weiß, nicht immer geht's so glücklich aus!
Ob wir uns wiedersehn? Kann's nicht verbürgen . . .
Doch, wie's auch sei! Man kann nur einmal sterben,
Doch hundertmal am Großen sich erfreu'n,
Zu dem der Weg nur durch Gefahren aufsteigt.
Denn alles Große will erobert werden.
Es läßt sich nicht bequem auf sachten Krümmen
Mit leichtem Schritt erlisten und erschleichen.
Und darum nenn' es, Liebster, wie Du magst!
Ich wandle weiter auf befirnte Gipfel
Und grüß' Dich mit dem Berggruß: Hochlandsheil!
Und wenn im Tal die krause Narrenwelt
Das nächt'ge Dunkel noch umgürtet hält,

Dann preis' ich oben schon den jungen Morgen,
Der um die Gletscherstirn im Frührot brennt,
Und lachend denk' ich all der kleinen Sorgen,
Die ihr im Tal die großen Fragen nennt.





Reisezauber.

Der Reisezauber umfängt mich schon,
Wenn ich nur den Wagen besteige
Und noch den rückwärts gewendeten Kopf
Zum Abschied grüßend neige.

Sofort beginnt mir die Phantasie
Die lieblichsten Bilder zu pinseln.
Ich sehe als Ziel meiner bunten Fahrt
Schon dämmern die glücklichen Inseln.

Ich fühl' mich gesundet und befreit
Aus des Alltags enger Umschnürung.
Frau Aventiure mit buntem Geleit,
Sie naht zu holder Verführung!

Und die rollenden Räder singen mir
Das Lied vom Wandersegen,
Und aus der Runde klingen mir
Die Worte der Mahnung entgegen:

Die wir im Großstadtwirbel stehn,
Von Nebeln der Sorge umschwommen . .
Wir müssen in die Ferne gehn,
Um zu uns selbst zu kommen.





Auf dem Gipfel.

Nun steh' ich auf des Berges höchster Spitze,
Am Felsenknauf.
Entronnen aus der Täler Hast und Hitze —
Wie atm' ich auf!

Weit von mir streck' ich meine Nagelschuhe,
Zur Rast bereit.
Der tiefe Zauber webt um mich der Ruhe,
Der Einsamkeit.

Kein Denker-Tiefsinn und kein Toren-Lallen
Trifft hier mein Ohr.
Von allen Stimmen, die die Welt durchschallen,
Dringt nichts empor.

Tief unter mir der letzte Fichtenwipfel,
Die letzte Alm.
Dem eisumpanzerten, erstarrten Gipfel
Entsprießt kein Halm,

Doch wird mir auch die Wüstenei zum Eden
Auf steilen Höhn.
Wo Menschen schweigen und nur Steine reden —
Nur da ist's schön!





Sommerfriede.

„Wie ich den Tag erfülle?" fragst Du mich.
„Wie mir des Sommers schöne Zeit verstrich?" . . .
Dein Brief hat mich aus einem Traum geweckt —
Noch lieg' ich, auf die Bärenhaut gestreckt,
Wo ich, befreit vom Joch des Arbeitsdranges,
Die Freuden ausgeschlürft des Müßigganges.
In meinem Garten wohlig eingehegt
Hab' ich des Nichtstuns holde Saat gepflegt.
Ich sah die Wolken durch die Lüfte gleiten.
Ich sah den Frieden durch die Buchen schreiten.
Und was ich träumte, war so düfteschwer . . .
Und was ich sann, es war so sorgenleer . . .
Ich ließ die Sonne warm ins Blut mir tropfen,
Und um mich war's so still . . . so sonntagsstill . . .
Daß ich in meinem grünen Waldidyll
Vernahm des Herzens Schlag, der Pulse Klopfen.

An bunten Eintagsträumen mich erlabend,
So tat ich nichts vom Morgen bis zum Abend;
Und nenn' es keinen leeren Torenwahn —
Nie hab' ich etwas Besseres getan.





Der Wildbach.

Ich bin den Berg emporgestiegen
Bis zu des Wildbachs Quellenspalt.
Ich seh' ihn aus dem Fels entfliegen
Mit ungebändigter Gewalt.

Gebietend bahnt er sich die Wege,
Er wühlt sich in den Waldgrund ein,
Er überbraust die schmalen Stege
Und bohrt sich Rinnen durchs Gestein.

So seh' ich ihn talabwärts eilen
Mit Zweigen und Geröll durchmischt.
In felsenhohen Tropfensäulen
Steigt schäumend auf der weiße Gischt.

Doch kaum, daß er des Tals Gelände
Mit seinen Wellen hat benetzt,
So hat sein Jugendsturm ein Ende.
Nun wird er sittig und gesetzt.

Beschwichtigt wird und wohlerzogen
Des Wildlings überkühner Lauf.
Bald nimmt er in die klaren Wogen
Auch manches trübe Rinnsal auf.

Verbraust sein Trotz, verbraust sein Drängen!
Gebändigt ist der wilde Bach —
Und säumig zwischen Uferhängen
Schiebt Welle sich der Welle nach.

Noch kaum entstürzt den Felsenwänden —
So früh verkrüppelt seine Kraft! . . .
Muß jeder Heldentrotz so enden?
Verschäumt so jede Leidenschaft?

Muß kühnes, großgebor'nes Streben
Verrinnen endlich träg und flach? . . .
Mir war's, als hätte sich das Leben
Gespiegelt im bezähmten Bach.





Bene vixit . . .

Den Höhlenbauer nennen sie den Greis,
Der oben haust auf seinem Einödhof,
Versteckt und eingehüllt im Tannendunkel.
Ein steiler Weg durch Dickicht und Geröll
Klimmt mühsam auf zu seiner nied'ren Hütte,
Die altersgrau ein Schindeldach bedeckt
Und ein zerfetzter Lattenzaun umgürtet.
Hier haust er schon zwei Menschenalter durch,
Und keiner hat ihn je im Tal gesehen . . .

Mich trieb die Neugier zu dem stillen Mann,
Von dessen scheuer Weisheit man im Volk
Sich allerlei Erstaunliches berichtet. —
Und mein Erwarten wurde nicht getäuscht.
Ich fand ihn kauernd an dem schmalen Fenster,
Durch das der Sonnenschein nur spärlich blinzelt
In seines Hauses schattige Einsamkeit.
Nicht eben freundlich prüfte mich sein Blick.

Und murrend fragt' er mich mit heis'rer Stimme:
„Was tust Du hier auf dem verlass'nen Platzerl?“
Und ich erwiderte:
„Mein lieber Alter!
Die gleiche Frage richte ich an Dich!
Seit Jahren abgeschieden von der Welt,
Die unten wogt voll Munterkeit und Leben,
Von ihren Freuden fern und ihrem Leid —
Was tust Du hier in grauer Einsamkeit?“

Der Alte wendet den zerfurchten Kopf
Dem Frager zu und sagt mit müdem Lächeln:
„Ich tue, was die Menschen alle tun,
Ob sie in Hütten oder Schlössern wohnen,
Im Talgrund oder nah' dem Firnenschnee:
Ich warte still geduldig auf den Tod . . .
Und Klügeres hat keiner noch getan,
Mit wieviel Weisheit Gott ihn auch gesegnet.
Das ganze Leben ist ein Stelldichein,
Das wir uns mit dem Tod gegeben haben.
Und ob er uns auch manchmal warten läßt —
Er hat noch nie das Stelldichein versäumt . . .
Mich hat er, scheint es, aus dem Aug' verloren,
Als fänd' er nicht den Weg zu mir herauf,
Vergraben in den Krümmen des Gebirges.

Doch kommt er meiner Sehnsucht auch zu spät,
Ich bin gewiß: ich warte nicht vergebens.
Er hat mein Weib im Winkel hier entdeckt,
Er hat die Kinder aus dem Nest gerissen,
Er wird auch mir — dem Letzten, der geblieben —
Die Kissen streichen und das Bahrtuch glätten,
Wenn meine Stunde erst gekommen ist.“

„Doch warum lebend schon ins Grab sich betten?
Warum dem Trost versperrst Du jeden Weg?
Im Tale dehnt sich eine blüh'nde Welt,
Die widerhallt von heller Lebensfreude.
Warum versteckst Du Dich in Nacht und Wildnis?“

Und schwermutsvoll erwidert mir der Greis:
„Weidwunde Rehe bergen sich im Dickicht,
Und weidwund wird ein jeder eines Tags.
Das Schicksal streckt uns nicht mit einem Schuß.
Wir müssen uns im Siechtum weiter schleppen,
Bis unser Blut ist langsam ausgetropft . . .
Und was Du sagst vom Menschenvolk im Tal-
grund —
Ich weiß, die Welt liegt unten irgendwo.
Ich brauch' sie nicht. Ich hab' sie nie gebraucht.
Mir konnte sie nichts geben und nichts nehmen.

Von Gottes weiter Erde kenn' ich nichts,
Als was sich spannt in dieses Fensters Rahmen,
Und meine fast: ich habe nichts versäumt.
Im Tal die Menschen und ihr Lug und Trug —
Sie haben nie den Weg zu mir gefunden.
Mir sah der Neid nicht gierig auf den Teller,
Mir hat die Falschheit nicht „Grüß Gott!" gesagt,
Indes sie meint: „Daß Dich der Teufel hole!"
Mich friert es immer, wenn ich Menschen sehe . . .
Ist alles Katzengold, was sie Dir bieten,
Das zwischen Deinen Fingern schon zerstiebt . . .
Wohl dem, der keinen haßt und keinen liebt!
Ich hab' mich früh entwöhnt von ihrer Nähe —
Wohl dem, der keinen liebt und keinen haßt!
O glaub's, mich friert es, wenn ich Menschen sehe...
Und darum quäle mich mit Fragen nicht!
Mir ist der Atem knapp, die Zunge schwer.
Laß mich zurück in meine Ruhe sinken
Und schweigend warten auf — Du weißt es ja . . .
Du aber kehre heimwärts in die Welt,
Die Dich in ihrem Ring gefangen hält,
Und wenn sie einst ihr Letztes Dir gewährt,
Dann sei auch Dir Dein Einödhof beschert,
Wo Du, von jedem irren Wunsch gemieden,
Dich sanft entgegenbeugst dem ew'gen Frieden!"

So sprach zu mir der stille, müde Mann.
Es fiel ein Schatten in den hellen Frühling,
Als zögernd ich sein Waldversteck verließ.
Und aus der engen, weltentrückten Hütte
Ging mir des Römers herber Ausspruch nach,
Der mich wie eine Mahnung oft umschwebt:
„Wer wohl verborgen war, hat wohl gelebt."





Rasttage in Bozen.

Ein andrer mag mit seinem Lotsen
Durchkreuzen das bewegte Meer —
Mich lockt's nach meinem lieben Bozen,
Und immer wieder treibt's mich her.
Die Welt und ihre lauten Händel —
Wie scheinen sie mir himmelfern
Hier unterm Felsenhang der Mendel
Und vor dem Märchenhaupt des Schlern.

Wenn auf des Rosengartens Firnen
Der Abend seine Funken sprüht
Und die gewölbten Felsenstirnen
Ein roter Feuerkranz umglüht,
Dann strahlt's wie leuchtendes Geschmeide
Talabwärts über das Gefild —
Und Walther von der Vogelweide
Sieht freudig auf das Zauberbild.

Nun aufwärts auf der Berge Rücken!
Zum Paß empor im muntern Lauf!
Da schließt vor den befreiten Blicken
Sich eine Welt von Wundern auf.
Der Schnee bekrönt die Fichtenwipfel,
Es kost die Sonne mit dem Eis,
Und eine Kette stolzer Gipfel
Umsäumt die Ferne silberweiß.

Die Pracht des Monte Cevedale
Entsteigt aus ihrem Felsentor.
Wie ein Smaragd blinkt aus dem Tale
Ein waldumgrünter See empor . . .
Und trägst Du des Erinnerns Freude
Zur Stadt hinab mit flinkem Fuß,
Strahlt Walther von der Vogelweide
Dir lächelnd den Willkommensgruß.

Ich steh' bewegt und andachtsinnig
Vor seiner ragenden Gestalt.
Ich seh' die Lippen ernst und sinnig,
Das Haupt von Lockenschmuck umwallt.
Und vor dem Stein voll Klang und Leben
Ergreif' ich eine liebe Hand
Und fühl's an ihrem leisen Beben,
Wie gut sie meinen Druck verstand.

Wir stehen Blick in Blick versunken.
Da braucht's kein Wort und keinen Hauch.
Wir hören's doch erinn'rungstrunken:
„Ich bin Dir gut!" „Und ich Dir auch!"
So träumen wir . . . und schweigen beide . . .
Und keiner ahnt, was uns umweht —
Nur Walther von der Vogelweide
Sagt lächelnd, daß er uns versteht.





Im „Schwarzen Greif".

Verweil' ich zu Bozen im „Schwarzen Greif",
So wird es mir heller im Schädel.
Hier gibt's keine Kellner, befrackt und steif —
Es umsorgen mich jungfrische Mädel.
Da vergess' ich des Lebens Zickzacklauf,
Da tauen verschneite Gedanken auf,
Und manches lustige Lied wird reif,
Verweil' ich zu Bozen im „Schwarzen Greif".

Denn rast' ich zu Bozen im „Schwarzen Greif",
So hör' ich kein Kritteln und Lästern.
Da schweigt der Parteien politisch Gekeif,
Man denkt nicht an morgen und gestern.
Man schaut auf die leuchtenden Gipfel hin,
Man gibt sich der Stunde mit off'nem Sinn
Und hört nicht der Sorge raschelnden Schweif,
Verweilt man zu Bozen im „Schwarzen Greif".

Beim Glase Terlaner im „Schwarzen Greif“,
Da wachsen dem Frohsinn die Schwingen —
Und wer auch sonst mir ein Locklied pfeif’,
Sein Ruf wird machtlos verklingen.
Das gastliche Haus im schönen Tirol,
Das macht mich im innersten Herzen wohl . . .
Und es fällt auf den Weg wie Frost und Reif,
Muß ich endlich scheiden vom „Schwarzen Greif“.





Maischnee.

Hurtig, Mariechen! Nun hol’ mir vom Nagel
Rasch meinen pelzgefütterten Rock,
Und bei Flockengestöber und Hagel
Wollen wir schlürfen den dampfenden Grog.
Laß uns den Winter am sprühenden Ofen
Wiederbegrüßen mit lachenden Strophen.

Kaum daß der Unhold den Abschied genommen
Und sich entfernt hat mit zögerndem Schritt,
Ist er schon wieder ins Land gekommen,
Und er brachte uns Eisblumen mit.
All seine flockigen, freudlosen Spenden
Schüttet er nieder mit frostklammen Händen.

Schau’! Von der eisigen Flut überplätschert,
Sind auch die niedrigsten Berge vergletschert,
Und selbst auf dem bescheidensten Gipfel
Hängt sich der Schnee in die frischgrünen Wipfel.

Jeglichem Adel der Firnen zum Hohne
Trägt auch der Hügel die zackige Krone.

Nur noch Geduld! Und der Strom und die Bäche
Bieten uns wieder des Eislaufs Glück,
Und der Sommer in hilfloser Schwäche
Zieht sich in wärmere Zonen zurück.
Bald wird zum Skisport tauglich der Wald sein
Und von den Glocken der Schlitten durchhallt sein ...

Sieh, nun flockt's in die knospenden Bäume!
All ihre Häupter, vom Schnee übergleißt,
Büßen die vorschnellen Sommertagsträume
Und sind im Morgen des Lebens ergreist.
Frühling, wie gleichst Du der Jugend von heut —
Welkend und weißhäuptig vor der Zeit! ...

Und dennoch schlagen die Drosseln im Walde,
Nisten die Meisen im Buchengrün.
Droben die Primeln auf meiner Halde
Wagen es leichtsinnig, aufzublühn ...
Und ihr erquickendes Beispiel spricht:
„Glaube trotz allem an Leben und Licht!“





Meine Karlsbader Kur.

(Sieben Tagebuchblätter.)

Bei der Abreise.

Los von Berlin! ... Ich such' Gesundung
Von seiner Freuden Übermaß.
Schon zeigt der Taille üpp'ge Rundung,
Wie oft ich sorglos mich vergaß.
Die Selbstschau vor dem Pfeilerspiegel
Gab einen traurigen Befund:
Mein Auge schweifte über Hügel,
Die zum Erschrecken prall und rund.
Der Sprudel nur verheißt mir Rettung —
Drum auf zum Heilquell der Entfettung!

Nach der Ankunft.

Nun will ich büßen mit ernstem Sinn
Des Winters schwere Sünden;
Zur Wiegehalle treibt's mich hin,
Die Wahrheit zu ergründen.

Hier will ich vor Beginn der Kur
Mein Vollgewicht erfragen —
Getreu dem alten Moltkespruch:
„Erst wägen und dann wagen!“

Auf der Wage.

Das war ein schmerzliches Erlebnis,
Ein niederschmetterndes Ergebnis!
Verraten Sie mich, bitte, nicht —
Denn soviel Fleisch ist stillos:
Ich habe ein Gesamtgewicht
Von fünfundsiebzig Kilos . . .
Und rufe fast mit lautem Wutgekreisch:
„O schmölze doch dies allzufeste Fleisch!“

Frühlingssegen.

Im Birkengrün, auf stillen Wegen,
Auf die das Mailicht Funken streut —
Wie schlürf' ich gern des Frühlings Segen,
Der seine Zauber stets erneut.
Verwunden sind des Winters Qualen,
Und jeder singt des Lebens Lob,
Wenn hier aus Blumenglanz und Strahlen
Der Lenz sein Farbenwunder wob.
Doch ist der Frühling auch poetisch —

Sein Reiz wirkt gar nicht diätetisch,
Denn soviel Weltzufriedenheit
Macht selbst die Schlanken voll und breit.
Und so fängt meine Kur recht nett an:
Ich setze wieder neues Fett an!

Nach der ersten Woche.

Acht Tage wie ein Held gelaufen!
Da gab's kein Rasten, kein Verschnaufen.
Von allen Türmen, allen Warten
Entsandt' ich stolze Bilderkarten.
Der Aussichtstempel höchste Zinnen
Sucht' ich im Sturmschritt zu gewinnen.
Ich bin auf jeden Berg geklommen,
Hab' stets den steilsten Weg genommen —
Und kam ich endlich dann nach Hause
Zum wohlbestellten Frühstücksschmause,
So hatt' ich Hunger wie ein Bär . . .
Jetzt wieg' ich noch zwei Kilo mehr!

Nach der zweiten Woche.

Der Arzt hat mit dem Kopf geschüttelt:
„Wenn die Bewegung nichts erreicht
Und Dir das Fett nicht von den Knochen rüttelt
So hilft das Dampfbad Dir vielleicht.

Vergebens, daß Du knurrst und murrst —
Geh' hin, mein Sohn, und schwitze, schwitze!" . . .
Doch in des Tepidariums Hitze
Entsteht ein fieberhafter Durst.
Und trink' ich morgens den Naturquell,
Der aus dem Sprudelbecken zischt —
Im Bad ein Kelchglas Pilsner Urquell,
Das wirkt belebend und erfrischt . . .
Und nach sechs Bädern — was ergibt sich?
Nun wiege ich schon achtundsiebzig!

Schluß der Tragödie.

Jetzt geb' ich's auf! Ich wehrt' mich lange,
Doch was mir auch die Kur versprach —
Mein Leib ist wie der Kopf der Märchenschlange:
Er wächst mir immer wieder nach.
Der Wahrheit grausamer Verkünder
Ward mir mein jüngstes Konterfei;
Jetzt schleich' ich wie ein armer Sünder
An jedem Kodak scheu vorbei.
Und daß ich kurz zusammenfasse,
Was mir in Karlsbad geschah:
Geschmolzen ist — die Reisekasse,
Mein Fett jedoch — es ist noch da! . . .

Nun trag' ich die erfrischten Kräfte
Nach Haus zurück im raschen Lauf
Und nehme die Berufsgeschäfte
In vollem Umfang wieder auf.





Der Kletterer.

Den Bergstock und den Pickel her!
Die Schuhe derb und nagelschwer!
Ich klimme heut' auf einen Grat,
Den vor mir keiner noch betrat.
Das meld' ich dann den Blättern —
Ich klettre, um zu klettern.

Ob nebeltrüb und wolkenreich,
Ob blau der Himmel, mir ist's gleich,
Ich will ja keine Aussicht sehn —
Ich will nur auf dem Gipfel stehn.
Ich trotze allen Wettern —
Ich klettre, um zu klettern.

Durch alle Krümmen bieg' ich mich,
Durch alle Rinnen schmieg' ich mich,
Und ist am Ziel mein Höhenflug,
So schreibe ich ins Hüttenbuch
Mit stolzgetränkten Lettern:
Ich klettre, um zu klettern.

Vielleicht, daß einst ein Rettungskorps
Mich aus der Tiefe holt empor.
Und fragen sie mich staunend dann:
„Was tun Sie denn da unten, Mann?!"
So sag' ich meinen Rettern:
„Ich klettre, um zu klettern!"





Das Alpengigerl.

Die Hauptstadt kennt und bewundert mich
Als gern gesehenen Jourgast,
Im Sommer aber posiere ich
Als schwelgender Naturgast.

Da zieh' ich die seidenen Strümpfe aus
Und trage nur wollene Stutzen.
Es müssen die Wettermäntel heraus
Mit den kleidsamen grauen Kapuzen.

Das Alpengewandl, es steht mir gut —
Zumal der Gebirgsstock, der lange.
Der Gamsbart schaukelt am Lodenhut,
Ein Hirschzahn bildet die Spange.

Im Winter darf meine Hose zu lang,
Im Sommer muß sie zu kurz sein.
Es muß zerscheuert, vom Sitzen blank,
Der gemsenlederne Schurz sein.

Im Winter werd' ich als Modengeck
Von dreisten Spöttern gehechelt;
Im Sommer werd' ich als Lodengeck
Von ernsten Touristen belächelt.

Doch steig' ich empor mit stolzem Schritt,
Man wird mich nirgends vermissen.
Im Rucksack nehm' ich die Bartbinde mit —
Doch das braucht niemand zu wissen.





Was mein Führer sagt.

Da kraxeln die Fremden
Auf die Berg' um und um
Und schleppen mich auffi —
Und i woaß nit, warum!

Wie gern blieb' i drunten
Beim Weiberl im Haus
Und hockt' auf dem Bankerl
Und rastet' mich aus.

Und i schmaucht' meine Pfeifen,
A g'ruhsamer Mann,
Und i schaut' mir die Gletscher
Von der Talseiten an.

I pfeif' auf die Berge
Und das ganze Gewänd.
Da gibt's nix zu suchen,
Was i drunten nit fänd'!

Doch die narrischen Fremden,
Sie lassen's nit sein.
Sie führen den Führer
Durch Geklüft und Gestein.

Und sie zerr'n mich am Hanfseil
Dem Schneegipfel zu
Und schlagen sich Stufen
Und geben koa Ruh' —

Bis die Sohlen zerstampft sind,
Ihr G'wandel zerfetzt,
Ihre Wadeln zerkrampft sind,
Ihre Kniescheib' zerwetzt.

Und sie pfauchen und schwitzen
Und zahl'n noch a Geld . . .
Mei' Herrgott im Himmel,
Wie g'spaßig Dei' Welt!





Waldgänge.

Geh' still ich meinen Träumen nach
Im Schatten alter Rüstern
Und höre durch das Blätterdach
Des Frühwinds Hauche flüstern —

Dann werden Stimmen in mir laut,
Die lange Jahre schliefen.
Es grüßt mich freundlich und vertraut
Hervor aus fernen Tiefen.

Da folgen mir bei jedem Schritt
Gedanken trüb' und heiter.
Erinnerungen wandern mit
Wie plaudernde Begleiter.

Und was ich, wenn ich einsam bin,
Mir selbst zu sagen habe!
Was ich an neuem Glücksgewinn
Aus allen Falten grabe!

Was mir im Herzen lacht und klagt,
Im Wald beginnt's zu klingen.
Da meſſ' ich zögernd und verzagt
Mein Wollen und Vollbringen.

Was mir das Schicksal nahm und gab,
Es sichtet und es klärt sich,
Und des Erinnerns Auf und Ab —
Es ordnet und es mehrt sich,

Geh' still ich meinen Träumen nach
Im Schatten alter Rüstern
Und höre durch das Blätterdach
Des Frühwinds Hauche flüstern . . .

Was tief in uns des Alltags Lauf
Läßt ungehoben ruhen —
Die Stille sprengt die Riegel auf
Und öffnet alle Truhen.





Marienhof.

Ich weiß ein Haus am Waldessaum,
Das schmiegt sich in sein moos'ges Kissen
So heiter wie ein Kindertraum,
So friedlich wie ein fromm Gewissen.

Hier will ich an der Liebe Hand
Mich lehnen an der Berge Rücken
Und heimlich von der Wiesen Rand
Das Wunderkraut Vergessen pflücken.



Kritische Ansichtskarten.





An Cesare Lombroso.

Seitdem durch Deinen Scharfsinn es bekannt ist,
Wie eng dem Wahnwitz das Genie verwandt ist,
Wird schon beargwöhnt jede dreiste Buntheit,
Und nur die Plattheit gilt noch als Gesundheit.





Einem Selbstzufriedenen.

Es gibt einen Meister im Selbstbetrug,
Der so von sich entzückt ist —
Er bringt sich selbst einen Fackelzug,
So oft ein Akt ihm geglückt ist.
Und sorgte er nicht, durch Übermaß
Rundum den Spott zu entfachen,
Er würde vor seinem Spiegelglas
Tagtäglich den Kotau machen!





Höhenkunst.

Wenn einer in Versen den Himmel stürmt
Und maßlos Worte auf Worte türmt —
Und sei auch alles nur Hall und Dunst,
So mancher preist es als Höhenkunst.





Den Romanbearbeitern.

Ein Stück mit Tinte und Feder verfassen? . . .
Das dürft Ihr den Toren überlassen,
Dieweil Ihr mit glänzender Meisterschaft
Ein Stück mit Schere und Kleister schafft.





An Stefan George.

Du bist stolz, daß niemand Dich
Noch genau verstanden
Und daß keinen Kommastrich
Deine Leser fanden.
Als das Unabwendliche
Galt uns Licht und Klarheit,
Doch das Unverständliche
Ist Dir höchste Wahrheit.



An Otto Julius Bierbaum.

Ich höre Dich laut in der Dichter Chor
Verkünden mit schmetterndem Tenor:
„Ich blase vergnügt die Poetenschalmei . . .
Klingelalei!
Ich gieße in Tanzlieder, was ich ersann,
Als der Volksmuse lustiger Ehemann,
Und kümm're mich nicht um den kritischen Klatsch —
Pitschi! Patsch!"



An Richard Dehmel.

Du gabst der Wahrheit stets die Ehre,
Und so bekennst Du stolz und fein:
Wenn ich nicht Richard Dehmel wäre —
So möcht' ich Richard Dehmel sein.





An Hans von Kahlenberg.

So ward denn abermals vor Gericht
Dein „Nixchen" verurteilt zum Tode.
Daß alle Welt von dem Urteil spricht,
Es bringt Deinen Namen in Mode.
Ich glaube, das hat Dein Verleger getan,
Als listig durchtriebenes Füchschen:
Er wollte empfehlen den nächsten Roman,
Durch recht viel Lärmen um Nixchen.





An Hans Ostwald.

Aus Schlamm gegrabener Liederflor!
Das ist der Lyrik neueste Phase.
Ich las den Band mit off'nem Ohr,
Jedoch mit zugehalt'ner Nase.
Was ein papier'ner Dichter singt,
Wird immer nach der Stube duften —
Doch muß deshalb, was Ihr uns bringt,
So widrig nach der Grube duften?





Einer Novellistin.

Du bist nicht geistig mittellos —
Nur ist der Bände Zahl zu groß,
Die Du zu Markt getragen:
Es hat der Himmel Deinen Schoß
Mit Fruchtbarkeit geschlagen.





An F. A. Beyerlein.

Der Grundton Deiner Prosadichtung,
Die „Jena oder Sedan“ heißt,
Gab auch dem „Zapfenstreich“ die Richtung,
Der jeden Hörer mit sich reißt.
Mit Glück betratst Du die Arena,
Die so viel Schmerz und Freuden schafft;
Und was Du fandest, war kein Jena —
Es war ein Sedan junger Kraft.



„Rose Bernd."

Im ersten Akt schon zeigt uns Rose
Verschüchtert, stammelnd und bewegt,
Daß sie in ihrem Mädchenschoße
Ein unbequemes Etwas trägt.
Als endlich dann vor müden Ohren
Der Vorhang fiel nach altem Brauch,
Da war das Kindlein neugeboren —
Die Hörer aber waren's auch!



Trinkpoesie.

Noch immer grollt durch die Blätter nach
Und hallt in der Runde wieder,
Was über durstige Lyriker sprach
Ein Gegner weinfroher Lieder.
Mir scheint, er konnte den Ehrgeiz sparen,
Den Ruhm der Temperenz zu erfahren —
Denn daß er ein mäßiger Schriftsteller ist,
Das wußten wir schon seit langer Frist.





An Otto Erich Hartleben.

Du nennst „Von reifen Früchten“ einen Band,
Darin ich Deine letzten Lieder fand.
Ich greife zu . . . von Deinen Früchten zehr' ich —
Doch auch nicht eine schmeckt nach Otto Erich!
Wo bleibt die kecke Note, die Dir eigen?
Warum Dich im Gewand der Griechen zeigen?
Du hast bei Trimetern und Hymnen-Maßen
Verlernt die Kunst, zu spotten und zu spaßen.
In dieser Reihe formensteifer Lieder —
Wer kennt noch Deine frischen Züge wieder?
Und darum, orphischer Sänger, laß Dir raten:
Sei wieder Otto Erich und nicht Platen!





An Hans Leuß.

Das Zuchthaus malst Du in dem ernsten Buch,
Das Du geschöpft aus Deiner Schmerzen Fülle.
Es reißt vom tiefsten Menschenleid die Hülle,
Und trägt ins Weite der Verlor'nen Fluch.
Das Mahnwort, das Dein ganzes Buch durchgellt —
Empfohlen sei's der Krone weisem Rate.
Entschleiert hast Du eine düst're Welt . . .
Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!





Den Nobelpreisrichtern.

Ich wünsche Euch nach allem zähen Fleiß,
Daß nicht bloß herbe Worte Euch umtönten.
Der Freund des Friedens stiftete den Preis —
Und stets entbrennt der Krieg um die Gekrönten.





An Henry van de Velde.

Du hast uns Tisch und Stühle verbogen,
Du hast alles Grade krumm gezogen.
Und was wir an Rahmen und Leisten gebraucht,
Du hast es verschnörkelt und ausgebaucht.
Nun mußt Du den Städtern den Rücken kehren
Und den Bäumen im Walde Mores lehren,
Bis endlich wachsen die dumm-schlanken Pinien
In sezessionistischen Bogenlinien.





Den Spruchdichtern.

Ihr sollt das billige Scherzwort fliehen,
Das beinah' unvermeidbar ist,
Und Weisheit nicht auf Worte ziehen,
Die allzu unbestreitbar ist.





An einen Landschaftsmaler.

Aus wirren Farbentönen ein Gemisch
Nennst Du beherzt impressionistisch.
Ich mache mit der Fabel reinen Tisch
Und nenn' es wolkig, trüb und mystisch.
Gestaltlos läßt die Landschaft Du verwehn
In Flimmerlicht und Nebelwogen . . .
Die eine Hälfte hab' ich nur gesehn,
Die andre Hälfte hab' ich vorgezogen.





An eine Sängerin.

Erlaube einem Freunde Deiner Kunst,
Der Deinem Wohllaut oft entzückt gelauscht hat,
Und den der Adel Deines Tons berauscht hat,
Für einen Rat zu bitten Deine Gunst:
Wenn Dich verdrossen hat ein krit'sches Blatt,
So darfst Du's ohne Widerspruch ertragen —
Wer so die eig'ne Stimme für sich hat,
Braucht nach der Andern Stimmen nicht zu fragen.





Einem Aphoristiker.

Aus Zahm und Bissig, Alt und Neu
Stopft mancher einen Band voll —
Doch trennt man Weizen von der Spreu,
So bleibt nicht eine Hand voll.





Mädchenbücher.

In schwülen Versen und heißer Prosa
Schreibt heute manche Mädchenhand,
Was sonst die Männer kaum sub rosa
Sich leis' von Mund zu Mund bekannt.
Sie sagten sich los vom Keuschheitswahne,
Kein Stilgewürz ist ihnen zu scharf,
Und manche Tochter schreibt Romane,
Die ihre Mutter nicht lesen darf.





WIDMUNGEN



Gustav Freytags „Journalisten".

Der fünfzigste Geburtstag eines Lustspiels! . . .
Ein seltnes Fest in unsrer raschen Zeit,
Die Werte prägt und Werte schwinden läßt
Im launenhaften Auf und Ab der Stunden . . .
Der Jahresringe fünfzig um ein Werk!
Und das Geburtstagskind ist jung und freudig,
Rotwangig heiter, wie am ersten Tag,
Voll Neckluft und verstohlner Schelmereien.
Kein Wort ist welk, kein Zug ist müd' geworden.
Und völlig ist's durchsonnt und überschimmert
Von jenem eignen Gustav Freytag-Lächeln,
Das Witz und Weisheit, Duldsamkeit und Spott,
Gemüt und Geist so zaubervoll verschwistert.

Die Zeitung ist die Heldin dieses Werks,
Die jeder braucht, und „jeder doch bemäkelt".
Sie meldet sich als früher Morgengast
Und hat das erste Wort in jedem Hause.

11*

Sie kündet rasch und munter und beredsam
Der Weltbegebenheiten wirren Lauf,
Und ist die Glockenzunge der Geschichte.
Doch die sie schreiben — neidet nicht ihr Los!
Vom Tag geboren und vom Tag verschlungen,
Sind ihre Werke frühem Tod geweiht —
Rasch überdacht, im Fluge hingeschrieben,
Um morgen in die Winde zu zerstieben —
Die Protokolle der Vergänglichkeit.
Und einer aus der Zunft hat's ausgesprochen:
„Was unser Bestes sich erringen mag,
Ist die Unsterblichkeit von *einem* Tag!" . . .

Es gleicht die Zeitung einem bunten Garten:
In seinen Wipfeln muntre Vogelstimmen,
Und aus den Beeten sprießt ein Blumenflor
In tausendfarbigem Vielerlei empor.
Das ist ein täglich wechselndes Entfalten.
Das quillt und treibt und sprießt aus allen Spalten.
Auch Unkraut wuchert üppig zwischendurch . . .
Der Sauerampfer fehlt nicht und der Giftpilz . . .
Das drängt sich ein — man muß es eben leiden;
Wer kann's in einem bunten Garten meiden?
Doch welcher Ton auch in der Zeitung schwingt,
Und was sie Gutes, was sie Arges bringt,

Die Stunde übt ihr Richtamt an der Stunde,
Und jedes Schaffens Prüfstein ist die Zeit.
Das eine deckt sie mit Vergessenheit,
Das andre trägt sie fort von Mund zu Munde.
Und ob auch manches Wort zu rasch verklingt,
Es bleibt die Wirkung, die es einst entzündet, —
Gleichwie der Regen, den die Flur verschlingt,
Sich in der Saaten Fruchtbarkeit verkündet.

So sieht sie aus, die bunte Zeitungswelt,
Die unser Dichter einst so keck entriegelt,
Darin der Geist sich seiner Zeit gespiegelt . . .
Ist's auch der Geist der nachgebor'nen Zeit?
Was scheidet uns von den entschwund'nen Tagen?
Laßt mich den Dichter selbst um Antwort fragen.
Mir ist's, als wär' er gnädig meiner Bitte . . .
Mir ist's, als trät' er selbst in unsre Mitte . . .
Ich lausche ehrfurchtsvoll zu ihm empor,
Und wie ein leises Mahnen trifft's mein Ohr:

„Mein Lustspiel soll ein Bild des *Kampfes* sein.
Denn nur in Kämpfen kann die Kraft gedeihn.
Nur falsche Muhmenweisheit rät Euch an,
Das leichtentflammte warme Blut zu meistern.
Wen heute nichts im Kern ergrimmen kann,
Den wird auch morgen nichts im Kern begeistern.

Drum wenn am Geist sich messen will der Geist,
Sei vor der Zeit der Frieden nicht gestiftet, —
Nur daß Gerechtigkeit die Losung heißt!
Nur daß die Waffen rein und unvergiftet!
Und fragt Ihr, wessen Schlachtgenoß ich bin,
So hört mein Werk mit aufgeschloss'nem Sinn.
Es trägt Euch in die Zeit, da der Parteikampf
Geführt ward wie ein ritterlicher Zweikampf.
Die Schwerter waren stahlhart und gewetzt,
Doch nicht in Gift und Bitterkeit geätzt.
Ihr seht's an meiner Dichtung frohem Ende:
Versöhnte Gegner reichen sich die Hände,
Die zwar die Waffen schonungslos geführt,
Doch nie den Staub der Straßen aufgerührt,
Und die sich finden nach des Kampfes Wende.
Nach edlem Streit ein brüderlich Verzeihn, —
Das birgt mein Werk in seinem tiefsten Kerne!
Und darum mög' es Euch ein Mahnruf sein,
Damit das Heute von dem Gestern lerne!"

So spricht des Dichters Mund aus seiner Schöpfung,
Und aus des Scherzes heitrem Glockenspiel
Tönt voll und stark ein warnendes Erinnern.
Wir aber stehen zwischen Stolz und Wehmut
Vor seinem Werk in Dankbarkeit und Demut.

Die Zeit hat seine Jugend nicht entfärbt.
Sie hat ihm keine Runzeln eingekerbt.
Und was es ausstrahlt bis ins Herz hinein, —
Es ist wie aufgefang'ner Sonnenschein.
Vom Hauch der Anmut immerfrisch umweht,
Gesegnet sei, Du lachender Poet!





An Ludwig Speidel.

Soviel Worte kühn und kräftig
Du mit Bildnerhand geprägt hast;
Soviel Saaten du geschäftig
In den Schoß der Zeit gelegt hast;

Soviel Großen Du gelohnt hast
Mit bewund'rungswarmer Rede;
Soviel Kleine Du geschont hast,
Weil sie unwert Deiner Fehde;

Soviel Kenner Du ergötzt hast
Mit des Urteils herber Klarheit;
Soviel Stücke Du zerfetzt hast
Mit dem tapfern Zorn der Wahrheit;

Soviel Lehren Du geschenkt hast
Uns seit ungezählten Tagen;
Soviel Mimen Du gekränkt hast,
Die kein ehrlich Wort vertragen;

Soviel Hochmut Du gebeugt hast
Mit des Witzes scharfen Streichen;
Soviel Schüler Du gezeugt hast,
Die Dir folgen, doch nicht gleichen —

Soviel Keime werden bleiben
Von der Saat, die Du gestreut,
Und noch edle Früchte treiben,
Wenn Dich selbst besiegt die Zeit.



An P. K. Rosegger.

Was Dir das Volk vertraut hat keusch und schlicht,
Was Du vom Rand der Heimatberge pflücktest —
Es wurde Dir zum Bilde, zum Gedicht,
Mit dem Du jedes warme Herz beglücktest.
Du fandst des Volkes Dank, der Kenner Gunst
Mit tiefem Ernst und leichtbeschwingten Scherzen:
Das nenne ich die echte Heimatkunst,
Die ihre Heimat findet in den Herzen.



An Max Klein.
(Vor seiner Nietzsche-Statue.)

Das sind des Denkers ernste Züge:
Der tiefe Blick voll irrer Glut;
Die Lippen, abhold jeder Lüge;
Die Hand, durchkrampft von Trotz und Mut.

Das ist der leidverklärte Kranke.
Es zuckt und blitzt um seine Stirn,
Und ein rebellischer Gedanke
Entringt sich flammend seinem Hirn.

Noch ist er der gewaltige Ringer,
Der Werte prägt und Flammen schürt . . .
Und doch hat mit gespenstischem Finger
Schon leis' der Wahnsinn ihn berührt.

Aus diesem Blick, aus diesem Munde
Weht uns der Hauch der Höhen an,
Und eine schmerzdurchtränkte Stunde
Verleben wir in seinem Bann. . . .

Die Zweifelsucht, die überkrit'sche,
Verstummt vor diesem Menschenleid
Und beugt sich still vor Deinem Nietzsche
In bebender Ergriffenheit.





An Ernst von Wolzogen.

Was Dir Deine liedfrohe Gattin sang
Und was Du ihr wiedergedichtet,
Du hast den Klang und den Gegenklang
In dem „Andichtbüchlein" gesichtet.
So wird uns zum musischen Zeitvertreib,
Was Mann und Frau im Verein schafft:
Hier lebt ein Dichter mit seinem Weib
In lyrischer Gütergemeinschaft.



An Alfred Grünfeld.

Du spieltest die „Frühlingsstimmen“
Vom lieben Meister Strauß,
Und heute noch klingt mir und duftet
Ein ganzer Frühling durchs Haus.
Da wichen die grauen Nebel,
Es schwieg des Nordsturms Weh . . .
Das war der Mai im Winter,
Das war der Lenz im Schnee.
Wie fröhliches Lerchengeschmetter
So klang's in der Töne Lauf:
Mir war es, als blühten die Veilchen
Dir unter den Fingern auf.
Mit Flügeln des Gesanges
Trägt uns der Dichter empor, —
Mit dem Gesang des Flügels
Berauscht Deine Kunst das Ohr.



An Heinrich Grünfeld.

Ich höre Heinrich Grünfelds Namen,
Und linder Klang erfüllt mein Ohr.
Ein Künstlerbild in hellem Rahmen
Steigt frisch und leuchtend mir empor.
Ich seh' den Cellobogen gleiten
In seiner kunstgeübten Hand.
Es schlingt sich aus den Zaubersaiten
Ein breites Melodienband.
Ich seh' ihn an der Uppmann saugen,
Wie er beim Spiele vor mir sitzt,
Indes ihm aus den muntern Augen
Ein schelmischer Gedanke blitzt.
Und haßt er auch den Lorbeerplunder,
Das bleibt sein schönstes Ruhmesblatt:
Er ist das Wunder aller Wunder —
Der Mann, der keine Feinde hat!



Einem Wunderknaben.

Nun endlich hört' ich Deine Zaubergeige,
Die Du bemeisterst mit der Knabenhand.
Doch jauchz' ich nicht — ich staune nur und schweige,
Betrübt und froh, ergriffen und gebannt.
Ich zeihe die Bewundrer nicht der Blindheit,
Doch klingt's mir aus dem Vollton ihrer Gunst:
O zahl' nicht Deinen Ruhm mit Deiner Kindheit,
Nicht mit des Herzens Unschuld Deine Kunst!



An Johann Strauß.

Zerrissen ist ein tönend Saitenspiel . . .
Verschüttet ist ein Jungborn froher Lieder . . .
Der Genius senkte seine Fackel nieder.
Zwei Augen schlossen sich . . . Der Vorhang fiel . . .
Und der uns oft mit seinem Zauberstabe
Gelockt hat in des Wohllauts Märchenland,
Der Tod entriß den Griffel seiner Hand,
Und trauernd steht die Kunst an einem Grabe.
Der Blick, der noch von Schaffenslust erglühte,
Das Herz, aus dem ein Lenz von Tönen blühte,
Vorbei . . . Es ward der Endlichkeit zum Raub,
Und Erde ging zu Erde, Staub zu Staub . . .

Daß solcher Liederquell versiegen mußte!
Daß solcher Künstlergeist entfliegen mußte!

Was klingt nicht aus dem Namen Johann Strauß?!
Wer schöpft den Vollreiz seines Wesens aus?
Der Lebensfreude ungebroch'ner Urlaut,
Des Wienertums erfrischendster Naturlaut,
Gemüt und Schalkheit, Witz und Übermut, —
Was nur in jungen Herzen wuchs und blühte,
Das alles klang und sang und quoll und sprühte
Aus seinem echten Musikantenblut.
Und ob's ein Tanz, ein Lied, ein Dur-, ein Moll-ton, —
Stets war's ein echter, frischbeherzter Vollton.

Du, Meister, warst ein Tröster unsrer Zeit.
Ihr ward Dein leichter Sinn zum tiefsten Segen.
Und sangen andre nur vom Menschenleid —
Aus Deinen Weisen rauscht' es uns entgegen,
Ein Heroldsruf der Weltzufriedenheit.
Du mahntest uns mit sanftem Schmeichellaut,
Als hättest Du der Zeit ins Herz geschaut:
„Denkt, wie das Leben rinnt, die Stunden fließen . . .
O glaubt's! Ihr sollt Euch freu'n! Ihr sollt genießen!
Laßt Euch getrost mit meinen Tänzen schaukeln,

Laßt neckend um Euch meine Lieder gaukeln!
Hört Ihr der Töne tändelnd raschen Lauf?
Das ist der Donauwellen Ab und Auf.
Den Duft der Rosen, die im Süden prangen,
Ich habe ihn in Klängen aufgefangen.
Ich singe Euch in weichem Auf und Nieder
Den Lockruf venetian'scher Gondellieder.
Der Frohsinn hat bespannt mein Saitenspiel, —
Und Freude ist der Künste schönstes Ziel" . . .

An diese Schätze kann der Tod nicht rühren.
Er kann den Schöpfer, nicht sein Werk entführen.
So lange wir des Frühlings Stimmen lauschen,
So lang' die blauen Donauwellen rauschen.
So lang' im Tanz mit freudeglüh'nden Wangen
Sich Brüderlein und Schwesterlein umfangen, —
Wo Anmut sich mit Übermut verbindet
Und Widerklang im Wohllaut sucht und findet,
Wo Menschen sich vereint zu heiterm Bunde . . .
Du schlägst den Takt zu jeder frohen Stunde!
Dein Ruhm wird immer neue Blüten treiben.
Das ist ein Lorbeerreis, das nie verdorrt.
Auf unsern Lippen blüht Dein Name fort, —
Und dankbar laß uns auf Dein Grabmal schreiben:

„Ihm war die Kunst kein trüber Wermutsbecher,
Ihm war sie Freudenborn und Sorgenbrecher.
Der Meister sprach, — und jeder wurde wärmer;
Er ist verstummt, — und alle wurden ärmer.“







An Gustav Kadelburg.

„Was machen wir, wenn die Kritik uns kränkt?“
Unsre Antikritik: wir bleiben heiter.
„Und wenn sie uns an den Galgen gehängt?“
Unsre Antikritik: wir leben weiter.





Unter uns.

Jüngst raunte mir ein Bühnenleiter zu:
„Käm' endlich nur der strenge Chor zur Ruh',
Der mürrisch mahnt an literar'sche Pflichten!
Wir alle schließen bald die Pforten zu,
Wenn fürs Theater nur die Dichter dichten!“





Aus Erfahrung.

Die Stücke, die der Zensor mir verbot,
Das waren nicht die schlimmsten Nieten.
Dem Bühnenleiter schufen größ're Not
Die Stücke, die sich selbst verbieten.





Versmusik.

Erkenn' ich auch des Redezaubers Klippen,
Ich nasche gern des Wohllauts Honigseim.
O glaubt es mir! Auch Verse haben Lippen,
Und ihren Kuß vernehmen wir im Reim.





Die Macht des Namens.

Schmückt sich ein reicher Mann mit falschen Steinen,
Sie werden dennoch jedem echt erscheinen.
Und bringt uns ein Berühmter seichte Gaben,
Sie werden dennoch viel Bewund'rer haben.





Dem lieben Nächsten.

Dir, edler Nachbar, in der Menschenherde,
Wünsch' ich beim Wandern über diese Erde:
Trag' nicht bloß eignes Unglück ohne Klagen —
Nein, lerne auch, des andern Glück ertragen!





Einer schönen Frau.

„Ob durch triftige Gründe
Ein Mann es verstünde,
Ein Weib zu bekehren?“ . . .
Es kommt darauf an.
Doch nicht auf die Gründe —
Nein, nur auf den Mann!





Beichte.

Verschwiegen hab' ich's mein Lebtag nicht,
Daß vor schönen Augen mein Mut zerbricht.
Den Zorn der Männer hab' ich bekriegt —
Das Lächeln des Frauen hat mich besiegt.





Einem alten Herrn.

Es meint mancher Graukopf:
Nun wär' er ein Schlaukopf.
Doch bürgt die Behaarung
Nicht stets für Erfahrung.



An eine Wienerin.

Entzückend ist die Wienerin,
Die Anmut und Figur hat.
Beglückend ist die Wienerin,
Die Echtheit und Natur hat.
Begehrlich ist die Wienerin,
Die Schalkheit und „Hamur“ hat —
Gefährlich ist die Wienerin
Nur, wenn sie ihren „Jour“ hat!



Einem Journalisten.

Schon wieder mußt Du ehrliche Worte
Verbüßen hinter vergitterter Pforte,
Und wenn Du beklagst Dein Mißgeschick —
Mein Lieber, das ist ein altes Stück:
Wer austrompetet die Wahrheit von heute,
Gewinnt im Fluge die Gunst der Leute.
Doch wer verkündet die Wahrheit von morgen,
Wird hinter eisernen Stäben geborgen.





Aus dem Schwedischen.

Ihr wundert Euch, daß alle schwed'schen Dramen
Ins Deutsche werden liebreich übersetzt –
Selbst wenn sie noch so mitleidswürdig lahmen,
Selbst wenn sich nur die Spottlust dran ergötzt.
Doch diese Klage zählt schon zu den alten.
Sobald ein Werk entsproß aus fremdem Land,
Schreibt flugs ein Deutscher auf des Buches Rand:
„Das Überschätzungsrecht wird vorbehalten."





Bekenntnis.

„Ihr fragt, was wir Jüngsten von uns halten? . . .
Ich ziehe die Stirn in Denkerfalten.
Mich selbst zu erkennen? Es brächte mir Ehre . . .
Wenn nur die Bekanntschaft lohnender wäre!"





Musengunst.

Wem die Muse nicht manche Liedergeburt
Geschenkt in blühenden Jahren,
Dem wird sie auch keine Wiedergeburt
Gewähren mit grauenden Haaren.





Die letzte Einsicht.

Wenn man's geübt hat nach der Weisen Lehren,
Des Lebens Eitelkeiten zu entbehren,
So merkt man endlich, wenn man ehrlich ist —
Ob das Geständnis auch beschwerlich ist —
Wie sehr man selbst entbehrlich ist.



Schlußwort.

Das Drama wie das Sinngedicht,
Es zeigt den Menschen ihr Angesicht:
Das eine im ragenden Wandspiegel,
Das andre im zierlichen Handspiegel.

2,-

